

Band 1239

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Bilderbuch des Schreckens

Band 1239 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Luxemburg 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 €

Italien 1,70 € / Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal cont. L 1,90 €





GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1239

Bilderbuch des Schreckens

Aus dem Dunkel der Nische löste sich die Frau, lief mit wenigen schnellen Schritten zu der Haustür und stellte sich davor.

»Nein, Tommy, nein!«, sagte sie scharf. Deutlich war die Furcht zu hören, die in ihrer Stimme mitschwang. »Geh nicht.« Tommy Olden, der Vierzehnjährige, blieb stehen. Er schaute seine Mutter an. Ihr Gesicht zeigte im schwachen Lichtschein mehr Schatten als helle Haut. Scharfe Falten zeichneten die Ränder der Mundwinkel nach. Die hellen Augen sahen traurig aus - wie die einer Verliererin.

Janet Olden wusste auch, dass sie verlieren würde wie immer. Es brachte nichts, wenn sie versuchte, ihren Sohn daran zu hindern, mitten in der Nacht das Haus zu verlassen. Janet tat es mehr für sich, um sich zu beweisen, dass sie doch nicht ganz aus dem Rennen war, auch wenn ihr die Erziehung des Jungen längst entglitten und von anderen Mächten übernommen worden war...

Tommy schüttelte den Kopf. Er war nicht aggressiv, er wirkte sogar ein wenig leidend. »Ich muss gehen, Mum, das weißt du doch. Ich kann eben nicht anders.«

Ja, sie wusste es. Aber sie wollte es nicht wahrhaben. Sie rang nach Luft und suchte zugleich nach einem Gegenargument, das Tommy zwang, doch noch im Haus zu bleiben, aber es klappte einfach nicht. Jedes Wort war überflüssig.

»Bitte, Mum, geh von der Tür weg ...«

»Tommy! Tommy - ich ...ich ...« Janet verstummte. Sie hatte nur seinen Blick gesehen, senkte den Kopf und flüsterte die nächsten Worte gegen den Fußboden. »Schon gut, Junge, schon gut. Ich weiß ja, dass es nicht anders geht...«

Sie drehte sich zur Seite und gab den Weg frei.

Tommy nickte. »Danke, Mutter. Leg dich hin. Denke nicht an mich. Morgen, wenn du aufwachst, liege ich wieder in meinem Bett, und alles ist in Ordnung.«

Ja, für dich, dachte Janet Olden. Für dich ist alles in Ordnung, aber nicht für mich. Da laufen die Dinge anders. Da verzehre ich mich vor Angst und ...

Ihre Gedanken brachen ab, als Tommy mit einer Hand über ihre linke Wange strich. »Du musst immer daran denken, dass ich mich wohl fühle, Mum. Es ist alles nicht schlimm.«

»Sag das nicht, Junge.«

»Doch, Mum, echt.«

Er öffnete die Tür. Sie ließ sich schwer aufziehen, die alte Haustür, aber das war schon immer so gewesen. Janet stand wie verloren im Bereich des Eingangs und schaute auf den Rücken ihres Sohnes, der mit einem langen Schritt das Haus verließ und in die Dunkelheit hineinging.

Tommy würde nicht mal weit gehen. Er würde sogar auf dem Grundstück bleiben. Nur bis zum Gartenhaus, und genau dort würde er dann die restlichen Stunden der Nacht verbringen, wie er das so oft schon getan hatte. Am Morgen war er immer zurück. Da lag er in seinem Bett, schaute gegen die Decke, war

in seinen eigenen Gedanken und Erlebnissen gefesselt, ohne großartig etwas zu sagen.

Es ging schon seit geraumer Zeit so. Janet kannte den Grund, aber sie war einfach zu schwach, um etwas dagegen zu unternehmen. Es war eben das Schicksal, und sich dagegen zu stellen, hatte keinen Sinn. Das konnte der Mensch nicht beeinflussen.

Und so ließ sie ihren Sohn gehen, auch wenn in ihren Augen die Tränen schimmerten ...

Tommy Olden hatte die schützende Wärme des Hauses verlassen und war hineingetreten in die Kälte der Nacht. Sie war nicht klar. Feuchtigkeit hatte sich zu Nebelfahnen zusammengedrängt und schwang über die Landschaft hinweg wie breite Tücher. Aber der Dunst war nicht so stark, als dass er die Sicht völlig genommen hätte, und so konnte sich Tommy orientieren, was er eigentlich nicht brauchte, denn auf dem Grundstück kannte er sich aus. Sein Weg führte um das Haus herum, das von der schmalen Straße her erst beim zweiten Blick zu entdecken war, weil es von zahlreichen Bäumen fast verdeckt wurde.

Es war das Haus im Wald, zu dem auch ein großes Grundstück gehörte. Das allerdings breitete sich hinter dem Gebäude aus und schien nicht mehr aufhören zu wollen.

Der Herbst hatte seine Spuren hinterlassen und dafür gesorgt, dass die Natur ihr Kleid veränderte und es schließlich verlor. So waren die in vielen Farben schimmernden Blätter zu Boden gefallen und hatten einen bunten, feuchten Teppich auf dem Gras und dem Humus gebildet, dessen Oberfläche an manchen Stellen so weich war, dass Tommy mit den Füßen einsank. Das Laub raschelte weniger als bei Trockenheit. Der Dunst hatte es feucht werden lassen, und so klebten viele Blätter zusammen.

Tommy ging seinen Weg und schaute kein einziges Mal zurück zum Haus, obwohl er wusste, dass seine Mutter dort stand und ihm durch ein Fenster nachschautete.

Er liebte sie. Er hätte ihr nie wehtun können. Aber er wusste auch, dass er einen bestimmten Weg gehen musste und sie ihn nicht daran hindern konnte.

Es war ein Weg, der kaum erklärbar war. Zumindest nicht rational. Der Weg des Schicksals wäre vielleicht treffend gewesen, und so sah Tommy Olden ihn dann auch.

Er ging weiter. Die Hände hatte er in den Taschen seiner Wolljacke vergraben. Die Füße schleuderten manchmal Blätter in die Höhe. Er brauchte keine Lampe, als er durch die gespenstische Welt schritt, in der die Bäume und Büsche durch den Dunst eingepackt waren und wie wartende Gespenster wirkten, die irgendwann aus ihrem Schlaf erwachten, um über die Menschen herfallen zu können.

Der volle Mond stand am dunklen Himmel. Wenn die Bäume den Blick frei gaben, hätte er ihn sehen können, aber vor dem unendlichen Stausee des Himmels trieben die Schleier, und nur wenn Tommy Glück hatte, sah er den Mond als kalten weißen, verschwommenen Fleck, der so fern und unerreichbar für ihn war.

In der relativen Nähe des Hauses standen die Bäume noch nicht so dicht. Das änderte sich erst an der Rückseite des Grundstücks, obwohl dort keine Grenze eingezeichnet war. Es gab keinen Zaun, kein Gitter, es ging einfach über in das freie Land.

Dort stand das kleine Gartenhaus!

Tommy wusste nicht viel darüber. Es war so alt wie das große Haus selbst. Man hatte es auch nicht aus Holz erbaut, sondern aus festem Stein, der Wind und Wetter trotzte. Der Regen hatte die Nord- und die Westseite des Steinbaus feucht werden lassen. Im Laufe der Jahre hatten sich Moose und Pilze angesammelt und auf dem Stein eine fingerdicke Schicht

hinterlassen. Fenster gab es auch. Die allerdings lagen nicht mehr so frei, denn vom Boden her waren die Lianen und Efeugewächse in die Höhe gerankt und hatten auch die alten Fenster nicht ausgelassen. Sie mussten aus einem guten Glas bestehen, denn selbst die langen Jahre hatten bei ihnen keine Risse und Sprünge hinterlassen.

Die Tür des Gartenhauses war recht schmal, aber auch stabil. Die lange Zeit hatte das Holz nicht verfaulen lassen, und für einen Moment blieb Tommy vor der Tür stehen.

Um das Gartenhaus herum wuchsen Bäume, die es schützten wie Leibwächter. Auf dem feuchten Dach klebten Blätter, die den Weg bis zum Boden nicht geschafft hatten. Um das Haus herum verteilte sich das Laub wie ein Teppich aus schwermütigen Farben. Im Hellen waren auch die feinen Netze der herbstlichen Spinnweben zu sehen, die sich in das alte Mauerwerk festgekrallt hatten und selbst durch starke Orkanböen nicht abgerissen wurden.

Tommy freute sich darauf, das Haus betreten zu können, aber er wartete noch ab. Er drehte sich um, weil er noch einen Blick zurückwerfen wollte. Seine Mutter hatte ihm in dieser Nacht überhaupt nicht gefallen. Okay, sie war nie dafür gewesen, dass er das Gartenhaus allein betrat, doch diesmal hatte er ihren Widerstand besonders hart gespürt. Da hatte sich sogar eine unsichtbare Mauer zwischen ihnen gebildet. Er wusste, dass er seiner Mutter viel zumutete, und er hoffte, dass sie nicht auf die Idee kam, ihn eines Nachts doch noch zu begleiten.

Nein, sie kam nicht.

Wenn, dann bewegte sich nur der Dunst, aber kein Wesen in ihm, und das war gut.

Tommy wandte sich wieder der schmalen Tür zu. Die alte Klinke hatte dicken Rost angesetzt. Das Zeug kratzte auf seiner Handfläche und schmierte auch, weil es feucht geworden war.

Seine Mutter hätte das Gartenhaus ebenfalls betreten können, denn die Tür war nie abgeschlossen. Genau das aber getraute

sie sich nicht, denn sie wollte nicht in das eindringen, das mit dem menschlichen Verstand so gut wie nicht zu begreifen war.

Wie immer schabte die untere Seite der Tür über den Boden, und es hörte sich an, als würde ein Tier kaum unterdrückt aufstöhnen. Auch die Angeln hätten geölt werden müssen, denn sie protestierten ebenfalls gegen die Bewegung.

Tommy zog die Tür nur so weit auf wie es nötig war, um in das Haus zu schlüpfen. Danach, drückte er sie wieder zu und blieb zunächst einmal stehen, wie immer.

Er genoss die Atmosphäre. Er musste sich an sie gewöhnen. Er liebte diese absolute Stille, denn die alten Mauern hielten alles Fremde von ihm ab. Was draußen passierte, interessierte niemand mehr. Das war eine andere Welt, sogar eine andere Zeit, in der alles, was das Leben ausmachte, verschwunden war.

Tommy schloss die Augen. Er musste es tun. Er wollte genießen. Und er wollte seine Verwandlung in einen anderen erleben, obwohl er innerlich der Gleiche blieb.

Aber er wusste, dass er die normale Welt hinter sich gelassen hatte und nun in eine hineingetreten war, in der andere Regeln und Gesetze herrschten, obwohl sich diese Veränderung nicht offen zeigte.

Er war ausersehen, er würde immer diesen Weg gehen, bis er das Ziel erreicht hatte.

Nach ungefähr einer Minute hatte er sich an die neue Umgebung gewöhnt. Ein tiefer Atemzug nach dem Öffnen der Augen brachte ihn wieder zurück in die Wirklichkeit. Mit einer schnellen Bewegung holte er seine kleine Lampe aus der Tasche, schaltete sie ein und drehte sich, wobei seine Augen dem kleinen Lichtkegel folgten, der zuckend wie ein vom Himmel gefallener Stern durch die Dunkelheit wanderte und das sichtbar machte, was zu Beginn der Herbstzeit in das Gartenhaus gestellt worden war.

Die kleine Bank, auf der gerade mal zwei Menschen Platz

fanden. Die wenigen Stühle. Der Sonnenschirm, der zusammengefaltet war, zwei rostige Spaten, mit Spinnweben beklebte Angeln. Ein altes Tretauto, mit dem Tommy früher gefahren war, tulpenförmige Gartenleuchten, in deren Blüten Kerzen gestellt werden konnten, und ein uralter Rasenmäher, der neben einigen Kisten stand, deren Inhalt Tommy nicht kannte. Das alles war ihm vertraut, und das interessierte ihn nicht.

Er wechselte die Lampe in die linke Hand, um die rechte frei zu haben. Dann bückte er sich und griff nach einem Lappen, der auf dem Boden lag und die Mitte des kleinen Gartenhauses markierte. Es war mal ein Teppich gewesen. Im Laufe der Zeit hatte er sich in ein schmutziges Tuch verwandelt, das etwas Bestimmtes verdeckte und zu dem eigentlichen Geheimnis des Gartenhauses hinführte.

Der Teppich klebte am Boden. Tommy musste einige Male kräftig ziehen, bis er ihn zur Seite gezerrt hatte. Danach hatte er die Klappe frei gelegt.

Sie bestand aus Holz und besaß an der Vorderseite einen schmalen Griff, um sie hochziehen zu können. Die Hand des Jungen passte soeben in den Griff hinein. Ein kurzer Ruck, dann zerrte er die Klappe hoch. Er hörte noch das Knirschen an den Seiten, und einen Moment später öffnete sich auf dem Boden ein großes Maul.

Er schaute hinein.

Ohne das Licht der Lampe hätte Tommy nichts gesehen. So aber fiel ihm die Treppe auf, die in die Tiefe führte. Zwar waren die Stufen schmal, dafür aber hoch und schwer zu begehen. Außerdem konnte man sie nicht als eben bezeichnen. Sie waren bucklig, wellig, auch schief, und es gab an keiner Seite ein Geländer. Es war eine dieser Treppen, wie man sie eigentlich nicht mochte. Auch deshalb nicht, weil sie in die Finsternis führte, die ängstlichen Gemütern vorkommen konnte wie der Weg in die Hölle, vor dem jeder große Furcht hatte.

Nicht Tommy. Nicht mehr. Es war sein Weg. Es war sein

Schicksal, diese Treppe zu gehen und hinab in die Tiefe zu steigen, in der ihn eine ganz andere Welt empfing.

Bevor er sich in Bewegung setzte, beugte er sich vor und zog einige Male die Nase hoch. Er roch hinein in die Tiefe, denn er brauchte diesen Geruch. Er musste sich wieder daran gewöhnen, denn er sagte ihm, dass er die normale Welt verlassen hatte.

Der Lichtstrahl glich einem hellen Schwert, das in die Tiefe zeigte, hart gezeichnet, ohne eine weiche Stelle. Nur die unzähligen Staubkörner hatten sich im Licht versammelt. Sie zirkulierten, sie blitzten, sie zitterten, sie waren immer da wie kleine Beobachter, die auf der Schwelle zwischen Welt und Hölle standen.

Tommy kannte den Weg in die Tiefe. Er wusste genau, was ihn dort erwartete. Dennoch war es für ihn immer wieder wie eine Premiere, wenn er nach unten ging.

Auch jetzt rannen kleine Eiskörner über seinen Rücken hinweg. Er war nervös, etwas zittrig. Ihm war kalt geworden. Die Spannung wuchs von Sekunde zu Sekunde, und er hätte jetzt noch den Rückweg antreten können. Das wollte Tommy jedoch nicht. Denn was er dort unten vorfand, war für ihn einfach zu faszinierend.

Er musste sich immer einen Ruck geben, um die erste Stufe hinter sich zu bringen. Jedes Mal setzte er zuerst mit der Hacke auf. Er brauchte die Sicherheit. Erst als die gewährleistet war, ging er die restlichen Stufen hinab.

Es war der Weg in das völlig Neue, das mit der Welt, in der er lebte und die er jetzt hinter sich ließ, nichts zu tun hatte. Eine neue nahm ihn mit Haut und Haaren auf. Die Dunkelheit kam ihm hier unten noch dichter vor, und so war er froh, die kleine Taschenlampe bei sich zu tragen. Ihr Schein zerschnitt die Finsternis, und der Kegel tanzte bereits das Ende der Treppe ab.

Tommy musste noch zwei Stufen gehen, dann hatte er das

Ziel erreicht und war froh, die feuchten Stufen gesund hinter sich gelassen zu haben.

Hier unten hatte die Welt die Enge der Treppe verloren. Er konnte sich frei bewegen, sich im Licht umschauen und fand noch alles so vor wie vor vier Wochen, als der Vollmond das letzte Mal sein kaltes Licht verstreut hatte.

Vor ihm öffnete sich eine Höhle. Ein großer Raum unter der Erde mit einer recht niedrigen Decke, aber nicht so stark nach unten gedrückt, als dass Tommy seinen Kopf hätte einziehen müssen. Er konnte sich frei bewegen. Es gab auch keine Hindernisse, die ihn gestört hätten, die Höhle war einfach leer.

Zumindest auf den ersten Blick. Aber jeder Eindringling, der ein gewisses Maß an Sensibilität besaß, hätte nach wenigen Minuten gespürt, dass hier einiges nicht stimmte.

Abgesehen von der Feuchtigkeit und der Kühle herrschte hier eine bestimmte Atmosphäre vor. Sie war gefühlsmäßig düster und bedrohlich. Man konnte den Eindruck haben, dass in dieser Umgebung etwas lauerte, das einem Menschen nicht unbedingt gut tat. Der helle Lichtkegel glitt über die Wand hinweg, die aus altem Stein und aus hartem Lehm bestand, der feucht schimmerte, ebenso wie die Steine. Hier unten war alles anders - die Luft, der Geruch, der an Moder und Vergänglichkeit erinnerte. Es war nicht schwer, sich vorzustellen, dass sich plötzlich die Wände öffneten, um grauenhafte Wesen zu entlassen, die sich über den einsamen Menschen hermachten.

Gespenster, die gefangen waren und nur darauf warteten, endlich befreit zu werden.

Ich bin nicht allein!, dachte Tommy. Sie sind bei mir wie immer.

Er drehte sich nach links, denn dort lag sein Ziel. Gebildet von einer Seitenwand der Höhle.

Auf den ersten Blick war nichts zu sehen. Die Wand zeigte keinen Unterschied zu den anderen. Auch hier schufen die Steine ein unregelmäßiges Muster. Nichts, aber auch gar nichts

war glatt. Es sah schmutzig aus, aber genau diese Wand war für Tommy Olden wichtig. Ihretwegen war er gekommen.

Er trat noch zwei Schritte nach vorn und blieb dann stehen, wo er es immer tat. Etwas rieselte seinen Rücken hinab, als hätte ihm jemand kleine Eiskugeln in den Kragenausschnitt gekippt. Es war wie immer. Die Spannung blieb bestehen, und wieder fühlte er sich wie ein Läufer, der auf den Startschuss der Pistole wartet. Das würde hier auf eine besondere Art und Weise geschehen, er wusste es. Nur ein wenig Geduld musste er haben, denn die andere Seite, die noch nicht sichtbar war, musste sich erst noch sammeln.

Plötzlich und ganz ohne Vorwarnung war es soweit. Tommy hörte eine Stimme, obwohl niemand in seiner Nähe war. Die Stimme erreichte ihn von vorn, direkt aus der Wand. Sie war zunächst nicht mehr als ein Zischeln und Flüstern. Es verging schon etwas Zeit, bis sie deutlicher zu hören war.

»Es ist schön, dass du wieder hier bist, Tommy. Wir haben lange warten müssen...«

»Ja, bis der Vollmond zu sehen war.« Wie immer sprach Tommy mit zittriger Stimme. Er benötigte eine gewisse Zeit, um sich an die neuen Gegebenheiten zu gewöhnen. Er wartete auf die Antwort, die wie immer erfolgte und stets die gleichen Worte enthielt.

»Dann kann ich ja eine neue Seite des Bilderbuchs aufschlagen, mein lieber Freund ...«

»Ja«, flüsterte Tommy und hielt seine Taschenlampe wie in einem Krampf fest, »das kannst du ...«

Die Stimme hatte nicht gelogen. Was in den folgenden Sekunden passierte, war für Tommy noch immer mehr als ein Wunder ...

Zum Glück hatte sich der Nebel verflüchtigt. In den Morgen-

stunden war Wind aufgekommen und hatte die graue Suppe zuerst zerrissen und dann vertrieben. Für Suko und mich war es so, als wollte er die schrecklichen Vorgänge der vergangenen Nacht endgültig zerstören und sie in das Reich des Vergessens schicken.

Niemand konnte vergessen

Weder Amy Carry, Dean Pollack, der Kapitän, Orson Finlay, der Alte mit dem schlohweißen Bart, noch Suko und ich. Es war in der vergangenen Nacht zu viel und zu Schreckliches geschehen, als dass man es einfach so abhaken konnte.

Wir hatten gewonnen und verloren zugleich, wie so oft im Leben. Das Grauen war über Coomb Island hergefallen, und wir hatten es nur zum Teil stoppen können.

Es war der blonden Vampirbestie Justine Cavallo nicht gelungen, die Insel zu einem ihrer Stützpunkte zu machen. Wir hatten sie zurückschlagen können, aber auf Kosten zahlreicher Opfer.

Amy Carry, eine junge Frau, hatte ihre Eltern verloren, die zu Vampiren geworden waren. Wie auch die Crew eines Bergungsschiffes, von der nur der Kapitän durch glückliche Umstände überlebt hatte, und auch die mehr als sechzig Jahre alten Blutsauger, die aus einem Klein-U-Boot geholt worden waren, gab es nicht mehr. Da hatten Suko und ich schon aufräumen können, doch letztendlich war uns Justine Cavallo wieder entkommen, und sie hatte auch nicht das in ihren Besitz bekommen, nach dem sie so intensiv gesucht hatte.

Eine Spur des geheimnismüitterten Highland-Vampirs, der eine Hinterlassenschaft in Form von mit seinem Blut gefüllten Egeln zurückgelassen hatte.

Suko hatte es geschafft, diese Egel zu vernichten, aber damit war uns kein großer Sieg gelungen, und es gab auch keine weitere Spur, die uns zu dem Highland-Vampir geführt hätte.

Für uns blieb nichts anderes zu tun, als hier auf der Insel klar Schiff zu machen.

Eine verdammte Aufgabe. Amy Carry, Orson Finlay, Suko und ich hatten es den Bewohnern der Insel erklärt, die diese schreckliche Nacht überlebt und von den Vorgängen nichts mitbekommen hatten, weil sie glücklicherweise in ihren Häusern geblieben waren.

Aber sie mussten trotzdem wissen, dass nichts mehr so war wie früher. Da hatten sich Amy und Orson sehr sensibel gezeigt und hatten erst darüber berichtet, als die Männer der Insel von ihrem nächtlichen Fischfang zurückgekehrt waren, nachdem sie ihre Ladung am Festland gelöscht hatten. Sie konnten es nicht fassen, doch sie waren schließlich froh, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Auf Suko und mich warteten andere Aufgaben.

Die Toten mussten abtransportiert werden. Das wäre in London kein so großes Problem gewesen, aber wir hielten uns auf einer Insel auf, die an der Nordküste Schottlands lag, praktisch am Ende der Welt.

Egal, da mussten wir durch. Ich hatte vom Festland Kollegen mit Hubschraubern angefordert. Die nächst größere Stadt hieß Thurso. Dort konnte man mir zwar weiterhelfen, doch es waren keine Kollegen, die auf der Insel landeten, sondern Rettungsflieger, die sich normalerweise um Schiffbrüchige kümmerten.

Die Männer waren einiges gewohnt, als sie mit zwei Hubschraubern landeten. Sie hatten oft genug Wasserleichen bergen müssen, doch was sie hier zu sehen bekamen, überstieg ihr Vorstellungsvermögen. Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen, wäre wohl nicht gut gewesen. Wir redeten auch von ange schwemmten Leichen und einer Familientragödie. Das nahmen sie uns ab, doch ich wusste sehr genau, dass sich die Wahrheit schnell herumsprechen würde.

Die Toten wurden vom Deck des Bergungsschiffs geholt, das in dem kleinen Inselhafen festgelaufen war. Die Hubschrauber konnten es nicht befreien, so würde der Kapitän Dean Pollack noch mindestens einen Tag warten müssen, bis ein Bergungs-

schiff eintraf.

So lange wollten wir nicht warten.

Die beiden Hubschrauber waren groß genug, um uns noch aufnehmen zu können. In Thurso würden wir uns einen Wagen besorgen und in Richtung Süden über Inverness bis Aberdeen fahren, wo es einen Flughafen gab. Von dort aus war es dann kein Problem mehr, nach London zu gelangen.

Ich war in dieser Hinsicht zufrieden, aber die Probleme würden wir auf der Insel zurücklassen.

Eines davon hieß Amy Carry!

Die junge Frau hatte ihre Eltern verloren und selbst Glück gehabt, noch am Leben zu sein. Sie hatte die Existenz der Vampire hautnah erlebt, und das musste erst einmal seelisch verkraftet werden, was nicht so einfach sein würde.

Amy hatte sich in ihr Zimmer verkrochen. Als ich zu ihr hoch kam und an die Tür klopfte, hörte ich ihre Stimme sehr schwach. Ich betrat den Raum und sah sie am Fenster sitzen. Sie hatte es geöffnet, die Kälte schien ihr nichts auszumachen, denn sie trug einen dicken hellgrauen Pullover und schaute mit leeren Blicken in die Ferne.

Ich blieb hinter ihr stehen und legte meine Hände auf die Rückenlehne, wobei meine Finger ihre Schultern berührten.

»Hallo, Amy.«

»Ich wusste, dass Sie es sind, John.«

»Wenn Sie reden wollen, Amy, dann ...«

Sie unterbrach mich mit erstaunlich kräftiger Stimme. »Wissen Sie, was ich schlimm finde, John? Noch schlimmer jetzt, als ich es schon immer gefunden habe?«

»Sie werden es mir sagen.«

»Ich finde es schlimm, dass wir hier auf der Insel keinen Friedhof haben und die Toten auf dem Festland begraben werden. Meine Eltern haben an diesem Flecken Erde sehr gehangen«, sagte sie nach einem langen Atemzug, »aber sie werden ihre Gräber woanders finden. Für mich ist das nicht

mal so schlimm, denn ich arbeite drüben.«

»Dann werden Sie sie ja auch öfter besuchen können, denke ich.«

»Ja, das werde ich. Trotzdem hätte ich ihnen gern ein anderes Grab gegönnt, John.«

»Das kann ich verstehen.«

Sie lehnte den Kopf zurück, um Kontakt mit mir zu bekommen. »Ich weiß noch nicht, was ich machen werde und wie meine Zukunft aussehen soll. Eines aber steht für mich fest. Ich möchte nicht mehr hier auf der Insel wohnen. Ich werde in meiner kleinen Wohnung auf dem Festland bleiben und Coomb Island nach Möglichkeit vergessen. Aber das werde ich nicht können. Immer dann, wenn ich vor den Gräbern meiner Eltern stehe, wird mich die Erinnerung überschwemmen. Zudem gibt es hier noch das Haus. Da weiß ich auch nicht, was mit ihm geschehen soll.«

»Verkaufen?«

Sie lachte halblaut auf. »Wer kauft sich auf Coomb Island schon ein Haus, John? Würden Sie das tun?«

»Nein. Ich bin zu sehr Stadtmensch, wenn ich das mal so sagen darf. Ein Haus hier wäre für mich nichts.«

»So denken viele.«

»Haben Sie nicht mal daran gedacht, es zu behalten und jemanden hier wohnen zu lassen?«

»Wen denn?«

»Ich weiß es nicht. Aber Orson Finlay könnte sich darum kümmern. Ist mein Vorschlag.«

»Orson ist alt, John.«

»Und noch rüstig. Er gehört zu den Menschen, denen man zutraut, hundert Jahre alt zu werden.«

»Ich würde es ihm gönnen.«

»Und er läuft mit offenen Augen durch die Welt, Amy. Das dürfen Sie auch nicht vergessen.«

»Mal sehen, wie ich mich entscheide. In den nächsten Tagen

bleibe ich noch hier, um einiges zu regeln. Ich möchte auch die Entwicklung auf der Insel abwarten. Damit haben Sie glücklicherweise nichts zu tun, nehme ich an.«

»Stimmt. Suko und ich werden die Insel heute noch verlassen und so schnell wie möglich zusehen, wieder nach London zu kommen. Dort warten sicherlich weitere Aufgaben auf uns.«

»Wieder mit Vampiren?«, fragte sie.

»Das weiß ich nicht, Amy. Es gibt ja nicht nur sie.«

»Ihren Job möchte ich nicht haben, John.«

»Tja«, erwiderte ich und lächelte schief. »Manchmal möchte ich ihn auch nicht haben. Da kann ich ihn nur verfluchen. Aber ich habe ihn mir ausgesucht und kann jetzt schlecht aussteigen.«

»Stimmt auch wieder.« Amy Carry erhob sich und schloss das Fenster. Sie blieb vor mir stehen und schaute mich an. Ich kannte sie noch nicht lange, aber in den letzten Stunden schien sie mir um einige Jahre gealtert zu sein.

»Woran denken Sie?«, fragte ich, als ich ihren prüfenden Blick sah.

»An einen bestimmten Begriff, John. An den Highland-Vampir. Sie haben davon gehört, ich ebenfalls, und ich denke mir, dass Sie versuchen werden, ihn zu finden - oder?«

»Ja, das ist wohl wahr. Aber nicht sofort, Amy. Ich denke, da wird noch Zeit ins Land gehen. Es war nur ein Hinweis, nicht mehr, und ich nehme an, dass es noch mehrere davon gibt. Aber das wird sich alles herausstellen. Da kann man nichts überstürzen.«

»Haben Sie die Insel hier auch noch auf der Rechnung?«, erkundigte sie sich.

»Zunächst nicht, aber man weiß nie wie Justine Cavallo reagieren wird.«

Amy senkte den Blick. »Ja, das stimmt, und deshalb will ich sie auch nicht mehr sehen. Ich fürchte mich vor ihr.« Sie blickte mich wieder an, und ich merkte, dass sie von einer

Frage gequält wurde. »Wie kam es denn, dass sie Ihnen entkommen ist?«

»Das lag an einem Helfer, der letztendlich noch eingegriffen hat.«

Amy riss den Mund auf, auch die Augen weiteten sich. »Noch jemand, der hier mitmischt?«

»Im Hintergrund lauert er. Ebenfalls ein Vampir und noch mächtiger als sie.«

»Wer denn?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Amy, ich werde Sie damit nicht belasten, und ich denke auch, dass Sie mit ihm nichts zu tun bekommen. Ich hoffe für Sie, dass sich Ihr Leben bald wieder normalisieren wird. Zu wünschen wäre es.«

»Mal sehen.«

»Haben Sie einen Freund, mit dem Sie über die Probleme sprechen können?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich hatte mal eine Beziehung, aber die ist zerbrochen. Mein Freund wollte nicht am Ende der Welt wohnen. Er ist nach Glasgow gegangen, und da ist eben einiges zerbrochen, wie Sie sich denken können. Er wollte mich mitnehmen, aber ich brauchte noch eine gewisse Weile. Ihm hat es dann zu lange gedauert. Kann ich irgendwie auch verstehen. Wir haben uns als Freunde getrennt, wie man so schön zu sagen pflegt.«

Ich zeigte ihr ein breites Lächeln. »Sie sind noch jung, Amy, und ich bin sicher, dass Sie es schaffen können und Ihr Leben wieder in den Griff bekommen.«

»Das hoffe ich auch.«

Wenig später verließen wir das Zimmer. In der Gaststube traf ich auf Suko und auf die Männer vom Festland, die ihre Aufgabe erledigt hatten. Die Toten waren bereits in den Hubschrauber geladen worden.

Vor der Tür stand Orson Finlay. Nachdem Suko mir gesagt hatte, dass wir die Insel verlassen konnten, ging ich nach

draußen und blieb neben dem weißbärtigen alten Mann stehen. Der Duft des Tabaks umwehte ihn. Er saugte an einer krummen Pfeife und schaute über die Uferregion hinweg auf das wogende graue Wasser, das aussah, als wäre es von einem unendlichen Vorhang gebildet worden.

»Ihr werdet bald wieder verschwinden, nicht?«

»Ja, wir müssen.«

Finlay nickte vor sich hin. Die Tabakwolken wurden dichter, weil er heftiger paffte. »Es waren schlimme Stunden, John, verdammt schlimme. Aber so ist das Leben. Ich teile es immer in zwei Seiten ein. Zum einen in die sichtbare Welt, zum anderen in die unsichtbare. Und diesmal hat die unsichtbare gesiegt, denke ich. Sie ist über die sichtbare gekommen und hat sie brutal geknechtet, und wir Menschen sind oft nicht fähig, einen Sieg zu erringen.«

»Aber wir dürfen auch nicht aufgeben.«

»So wie du, wie?«

»Ja, zum Beispiel. Suko und ich haben tagtäglich mit dem Grauen zu tun. Und das schon seit Jahren.«

Orson Finlay ließ sich die Worte durch den Kopf gehen und fragte schließlich: »Fühlt ihr euch denn als Sieger?«

Das war eine wirklich gute Frage. Ich musste über die Antwort nachdenken. »Nicht immer, aber es gibt Hoffnung.«

»Sehr gut. Und durch wen?«

»Durch die kleinen Siege. Und durch einen angeborenen Optimismus, der einfach vorhanden sein muss.«

»Und welche Rolle spielt der Mensch?«, fragte Orson.

»Eine sehr wichtige. Trotz des Unheils der anderen Seite, trotz des sichtbaren Terrors auf der Welt, muss man bei unserem Job auch an das Gute im Menschen glauben. Wenn das vorbei ist, Orson, dann kann man seine Arbeit hinschmeißen.«

»Das hast du gut gesagt. Auch ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, trotz meines Alters.«

»Das oft von Vorteil sein kann, Orson.«

»Ja? Worauf willst du hinaus?«

»Das will ich dir gern sagen. Es gibt jemand auf der Insel, der Trost und Zuspruch brauchen kann. Ich möchte dich bitten, dich um die Person ein wenig zu kümmern.«

Mit seiner nächsten Frage bewies er, dass er mich schon verstanden hatte. »Denkst du da an Amy Carry?«

»Genau an sie.«

Orson drehte sich mir zu und streckte mir die Hand entgegen. »Solange sich Amy auf der Insel befindet, werde ich mich um sie kümmern. Das ist versprochen.«

Ich nahm die Hand und drückte sie. Dabei schaute ich Orson Finlay ins Gesicht. Am Ausdruck seiner Augen erkannte ich, dass ich mich auf ihn hundertprozentig verlassen konnte. Genau das ließ mich wieder ein wenig mehr an die Menschen glauben ...

»Leg dich hin. Schlaf. Und wenn du aufwachst, ist alles wieder in Ordnung.«

So hatte Tommy geraten, aber seine Mutter konnte ihm nicht glauben. Nichts war in Ordnung, gar nichts. Es würde auch so schnell nichts mehr in Ordnung kommen, das wusste sie auch. Vielleicht nach außen hin, in Wirklichkeit aber sah es anders aus. Da spürte sie die Angst um Tommy, da wusste sie, dass sich das Schreckliche immer wieder bei Vollmond wiederholte, und sie wusste auch, dass sich der Fluch immer mehr ausbreiten würde. Das Verhängnis, ein Erbe, wie immer man wollte, und Janet wusste nicht, wie sie es stoppen sollte.

Vorbei. Weggeblasen. Ausradiert ihre Kraft. Nichts war da mehr zu machen. Sie fühlte sich matt und ausgelaugt, als hätte man ihr den Boden unter den Füßen weggezogen.

Tommy war gegangen, und er würde auch so schnell nicht

wieder zurückkommen. Das kannte sie. Der Rhythmus war immer der Gleiche. Und wenn er zurückkehrte, dann ging er auf sein Zimmer ohne ein Wort zu sagen. Er legte sich dort hin, und das war es dann. Fragen beantwortete er nicht. Er blieb immer stumm, aber Janet Olden vergaß nie seinen glänzenden Blick, mit dem er sie immer anschaute. Da schwamm in seinen Augen etwas Besonderes. Wie bei einem Menschen, der eine außerordentlich gute Nachricht erhalten hatte. Nach jedem Besuch war er ein Stück weiter an sein Ziel herangekommen, von dem nur er wusste, was es beinhaltete.

Immer die gleichen Gedanken, die Janet quälte. Immer wieder Vorwürfe, die sie sich machte, und auch immer die Frage, ob sie etwas falsch gemacht hatte.

Kein Mensch ist unfehlbar. Sie war es ebenfalls nicht. Sie hatte Fehler in Tommys Erziehung gemacht, kein Zweifel, aber sie hatte nichts dazu getan, dass Tommy diesen Weg gegangen war. Den hatte er sich ganz allein ausgesucht. Vielleicht war er ihm auch ausgesucht worden. So genau wusste die Frau es nicht.

Sie war nach Tommys Verschwinden nicht gegangen und stand vor der Innenseite der Tür, gegen die sie mit leerem Blick schaute. Wieder mal überkam sie der Wunsch, nach draußen zu gehen und Tommy in das Gartenhaus zu folgen, aber sie unterdrückte ihn. Das ist nichts für dich, so hatte Tommy ihr gesagt. Er war derjenige, der gewisse Dinge erfahren musste, und nicht sie.

Janet wollte das letztendlich auch nicht, denn sie fürchtete sich vor dem, was sie zu sehen bekam. Sie hörte schon genug, wenn sie im Haus blieb und es sehr still war. Dann vernahm sie die anderen, wobei sie sich unter ihnen nichts vorstellen konnte, und auch Tommy hatte ihr keine große Erklärung abgegeben.

Für ihn ging es weiter, für sie ebenfalls, aber es gab nicht mehr das innige Verhältnis zwischen ihnen. Tommy hatte sich

von seiner Mutter gelöst, und das hatte wirklich nichts mit dem Alter zu tun. Oder doch? Janet kannte die Antwort nicht. Sie fühlte sich nur vom Leben umklammert, ohne diese Umklammerung lösen zu können, und so musste sie sich damit abfinden.

Tommy ging seinen eigenen Weg, das war es eben. Dem Schoß der Mutter entwischt, aber wo der Weg hinführen würde, das wusste sie nicht. Wahrscheinlich hatte auch Tommy davon keine Ahnung, wenn er das Gartenhaus aufsuchte.

Er war eben noch der Zauberlehrling und kein Meister. Irgendwann, so hatte Janet sich vorgenommen, würde sie Tommy folgen. Okay, sie kannte das Gartenhaus, und sie wusste auch, dass es so etwas wie ein eigenes Leben führte, dass dort die Vergangenheit noch nicht völlig verschwunden war, aber was dort genau lauerte, war ihr unbekannt. Sie hatte versucht, mit Tommy darüber zu reden. Letztendlich war es bei dem Versuch geblieben, denn ihr Sohn hatte nur wissend gelächelt und den Kopf geschüttelt.

Das Gartenhaus war etwas Besonderes. Ein Zugang zu einer Welt, die ebenfalls etwas Besonderes und mit der, in der Janet lebte, nicht zu vergleichen war.

Sie fürchtete sich davor, denn ihr war die Vergangenheit näher als Tommy. Schon allein wegen ihres Alters. Sie hatte auch versucht, mit ihrem Sohn darüber zu reden, aber Tommy hatte jedes Mal abgewunken und gemeint, dass er schon wusste, was er zu tun hatte.

Janet Olden fror, obwohl sie den dicken Bademantel übergestreift hatte. Darunter trug sie nur das Nachthemd, aber auch dieser Stoff gab keine Wärme ab.

Zudem war es im Bereich des Eingangs recht kalt, und so wollte sie so bald wie möglich wieder zurück in ihr Zimmer gehen, um dort die Wärme zu genießen. Die gebogene Holztreppe lag im weichen Licht der Wandleuchten. Janet wollte sie nicht ausschalten. Sie fühlte sich geborgener, wenn sie wusste,

dass im Haus das Licht brannte, und dann stieg sie mit langsamem Schritten die Stufen hoch, den Blick immer auf ihre Füße gerichtet. Er war so leer wie sie sich fühlte.

Das Haus war alt. Von außen wirkte es größer als es in Wirklichkeit war. Enge Treppen, keine Großzügigkeit innen, es war eben kein großes Herrenhaus, aber es reichte aus, denn wer von den meisten Menschen wohnte schon derart privilegiert?

In der ersten Etage brannte ebenfalls das Licht. Es fiel auf einen roten Teppich, der den Flur bedeckte. Janet mochte ihn nicht mehr, denn er erinnerte sie immer an einen langen Blutstreifen.

In ihrem Zimmer, das sehr gemütlich eingerichtet war und anheimelnd wirkte, stand die zweite Tür offen, die ins Schlafzimmer führte. Hier oben war es wärmer. Trotzdem wollte bei ihr die Kälte nicht weichen, und sie zog einige Male die Schultern fröstelnd in die Höhe.

Wie immer hatte sie sich einen Tee gekocht, bevor sie zu Bett ging. Der Kräutertee ließ sich auch kalt trinken. Sie nahm ihn gern zu sich, wenn sie in der Nacht aufwachte und Durst verspürte.

Auch jetzt tat er ihr gut. Sie trank ihn in kleinen Schlucken, doch es ging ihr leider nicht besser. Immer wieder kehrten die Gedanken zurück. Sie ließen sich auch durch den Tee nicht wegspülen. Immer wieder musste sie an ihren Sohn denken und daran, wie es ihm jetzt wohl ging. Bestimmt nicht so gut, aber das war ihre Meinung. Tommy konnte ganz anders darüber denken.

Sie nahm die Teetasse mit und ließ sich auf der Couch nieder. Die Kälte steckte noch immer in ihr. Mit der Außentemperatur hatte sie nichts zu tun, denn sie kam von innen.

Als die Tasse zu zittern begann, weil es sich von der Hand her übertrug, stellte sie sie weg. Ihr war überhaupt nicht gut, und sie stöhnte leise vor sich hin.

Irgendwann weinte sie. Die Tränen mussten einfach raus.

Wenig später fing sie dann an, für ihren Sohn zu beten ...

Vor Tommys Augen lief etwas Unglaubliches ab, denn es öffnete sich ihm die Wand.

Zumindest sah es für ihn so aus. Die Starre war verschwunden, etwas bewegte sich, und auch die Dunkelheit zog sich vor ihm zurück, denn in diesem Wandausschnitt schimmerte plötzlich Licht, das graugrün war und sich über die Wand hinweg verteilte, wobei es das sichtbar machte, was sich bisher in der Wand versteckt gehalten hatte. Vielleicht war es auch aus einer anderen Welt herbeigeschafft worden, die für Menschen unerreichbar war, aber der Junge hatte sich daran gewöhnt. Es gehörte einfach zu ihm und seinem Leben.

Nichts passierte schnell. Alles wurde aus dem Unsichtbaren herbeigeholt und trat von Sekunde zu Sekunde deutlicher hervor. Die Bücher standen dicht gedrängt nebeneinander, und Tommy schaute nur auf deren Rücken. Titel konnte er nicht lesen, und er wusste nicht einmal, ob sie überhaupt auf den Buchrücken standen, die aussahen, als bestünden sie aus altem Leder. Sie standen nur in einer Reihe in der Wand und nicht in mehreren verteilt wie bei einem Regal. Über und unter der Buchreihe malte sich der normale Stein ab.

Tommy wagte nicht, noch einen Schritt näher heranzugehen. Er wartete voller Spannung ab, was weiterhin geschah. Obwohl es ihm nicht neu war, spürte er doch immer wieder die Spannung und freute sich auf den Anblick.

Das Skelett zeigte sich nicht sofort. Es war zunächst nur ein dunkler Schatten, der in der Luft schwebte, dabei leicht zitterte und sich dann allmählich auflöste, sodass es aussah, als würde er in die normale Dunkelheit hineingleiten.

So war es nicht, denn der Schatten ließ etwas zurück, das aus ihm geboren war. Vielleicht war der Schatten auch kein

richtiger Schatten gewesen - das hatte Tommy nie herausgefunden - denn er hatte sich in eine neue Form verwandelt, die aussah wie ein Mantel oder eine Kutte. Und sie war das Kleidungsstück für das Skelett, für die Gestalt mit dem Knochenschädel, die von der dunklen Kutte umhüllt wurde und auf deren Kopf sich ein ebenfalls dunkler Hut abmalte, der etwas in den Nacken geschoben worden war.

Tommys Augen weiteten sich. Er wusste sehr gut, dass er keine Angst zu haben brauchte, weil er das Spiel kannte, aber er war stets von neuem fasziniert von dem, was ihm da geboten wurde.

Die Gestalt saß vor der Bücherwand. Und sie hatte ihren Platz auf einem Stuhl gefunden, dessen hohe Lehne bis über den Hut hinwegreichte und etwas ganz Besonderes war. An den Seiten und in der Mitte zeichneten sich drei Totenschädel ab, die eine große Ähnlichkeit mit dem des Skeletts besaßen.

Es war ein richtiger Horror-Sitz. Er passte zu der Gestalt, die auf diesem Stuhl recht schmal aussah und sich nun leicht nach vorn bewegte, um etwas aus der Tiefe oder vom Boden zu holen.

Tommy kannte diese Bewegungen. Er begann plötzlich zu lächeln. Seine Augen glänzten. Er wusste Bescheid, und er wusste auch, dass er vor dem spannenden Augenblick stand.

Als die Knochenklauen wieder zum Vorschein kamen, hielten sie ein breites Buch fest, das aufgeschlagen war. Er hatte es so hingestellt, dass er über den oberen Rand hinwegschauen konnte und sein Blick genau auf Tommy fiel.

Es gab in den Augen keine Pupillen, keine Masse, die sie umgab. Sie waren einfach nur leer. Dennoch hatte Tommy das Gefühl, von diesen leeren Augen angestarrt zu werden. Es war mehr ein Gefühl als Gewissheit, aber es traf schon zu, denn in solchen Dingen irrte er sich nicht.

Tommy rührte sich nicht vom Fleck. Er wusste genau, dass er an diesem Ort bleiben musste. Es brachte nichts, wenn er

versuchte, auf das Skelett zuzugehen. Er hatte es einmal versucht und war auf eine besondere Art und Weise gestoppt worden. Als wäre er gegen eine Wand gelaufen, so hart war der Widerstand gewesen. Zudem hatte er einen Schlag erhalten, als wäre Strom durch seinen Körper geschossen.

Da war ihm dann klar geworden, dass die unmittelbare Nähe für ihn tabu war. Es gab den Zugang nur von einer Seite her und nicht von zwei, wie es normal gewesen wäre.

Tommy nahm es hin. Es tat der Faszination keinen Abbruch, denn man hatte ihm gesagt, dass man ihn ausgesucht hatte.

Die Knochenhände hatten das große Buch aufgeschlagen, und der gelblich schimmernde Schädel starre über den oberen Rand des Buches hinweg auf den hoch gewachsenen Jungen.

»Ja, die Zeit ist wieder um, mein Junge, und ich freue mich, dass du den Weg zu mir gefunden hast...«

Jetzt erst war es für Tommy wie immer. Er hatte genau die Stimme gehört, und das war wichtig gewesen. Ob das Skelett zu ihm gesprochen hatte oder ein anderes Wesen, das sich irgendwo versteckt hielt, das wusste Tommy nicht mit Bestimmtheit, aber die Stimme war die gleiche gewesen, und sie hatte ihn auch von allen Seiten erreicht. Das hatte sich ebenfalls nicht geändert.

Schon darüber freute er sich. Es war keine Freude wie er sie bei seinem Geburtstag erlebte, sondern mehr eine darüber, dass die Gestalt ihn akzeptierte. Für sie war es etwas völlig Normales, dass sie von einem vierzehnjährigen Jungen Besuch bekam und mit ihm reden konnte, auch wenn sie auf Tommys Bemerkungen keine Antworten gab. Oder so gut wie nie. Es hatte schon eine Weile gedauert, bis Tommy sich zum ersten Mal getraut hatte, die Gestalt anzusprechen, und auch jetzt fühlte er sich noch etwas neben sich stehend und merkte, dass sich auf seinen Handflächen Schweiß gesammelt hatte.

Es war bei Tommy kein Zeichen der Angst, sondern der Aufregung.

Unverwandt richtete er seinen Blick auf das Knochengesicht mit den so leeren Augen. Er sah diese tiefe Schwärze und dachte immer daran, dass es auch im Weltall nicht anders war. Das hatte er in seinen Büchern gelesen.

»Hast du dich gefreut, Tommy?«

»Ja.«

»Ist dir die Wartezeit nicht zu lange vorgekommen?«

Tommy wusste genau, was die Gestalt hören wollte. »Ich habe es kaum erwarten können.«

»Das ist gut. Ich hoffe auch, dass du dich an dein Versprechen gehalten hast. Oder hast du deiner Mutter etwas erzählt von mir?«

»Nein, das habe ich nicht. Aber sie ist nicht dumm. Sie ahnt etwas, das glaube ich schon...«

»Ja, sie wird es sicherlich bald auch wissen. Oder weiß es schon. Aber sie will es nicht wahrhaben, doch ich mache weiter. Zusammen mit dir, denn du sollst aus der Familie sehen, was wir alles zu bieten haben. Vieles hast du schon erlebt. Du hast gesehen, wie Totes lebendig wurde und dass Wahrheiten oft ein anderes Gesicht haben können. Das alles ist ungemein wichtig, wenn ich das Tor öffne, um gewisse Welten miteinander zu verbinden.«

Tommy hatte zugehört. Er stand da, ohne sich zu bewegen. Als das Skelett schwieg, traute er sich ein Nicken zu. Der andere sollte sehen, dass er mit allem einverstanden war.

Das Buch wurde von den knochigen Händen ein wenig angehoben. Es geriet jetzt mehr in das fremde Licht hinein, und Tommy konnte die Farbe des Einbands besser erkennen. Sie war rot, als hätte sie die Farbe von Menschenblut angenommen.

Tommy staunte immer wieder, wenn er das Buch sah, das die Gestalt als so ungemein wichtig einstufte. Menschen sprachen hin und wieder von einem lebendigen Buch, und genau das war hier zu einer kaum erklärbaren Wahrheit geworden.

Die Knochenhände hielten ein lebendiges Bilderbuch umklammert. Ein anderer Vergleich war Tommy dazu nicht eingefallen. Er wusste auch nicht, warum gerade er dazu ausersehen war, dies präsentiert zu bekommen, aber es gab einen Grund.

Es konnte auch sein, dass seine Mutter ihn kannte, aber sie würde nicht darüber sprechen, denn sie war manchmal sehr verschlossen. Und Tommy hatte sich auch nicht getraut, ihr etwas von dem zu sagen, was sich unterhalb des Gartenhauses befand. Aber er war immer überzeugter, dass sie es wusste und nur nicht darüber sprach. Sie behielt die Geheimnisse gern für sich. Das hatte sie schon immer getan, wenn ein Geburtstag oder das Weihnachtsfest bevorgestanden hatte.

»Bist du bereit, Tommy?«

»Ja.«

»Soll ich das Bilderbuch aufschlagen?«

»Bitte.«

»Willst du die nächsten Seiten sehen und erleben?«

»Ich warte darauf.«

Auch jetzt wusste Tommy sehr gut, was er sagen musste. Er kannte die Regeln. Es war immer das gleiche Spiel. Hätte er andere Worte gewählt, wäre der Knöcherne ärgerlich geworden, und das wollte Tommy auf keinen Fall herausfordern.

»Dann bin ich sehr zufrieden«, erklärte die Gestalt mit dem schwarzen Hut.

Tommy wartete. Die Spannung in ihm stieg an. Er glaubte sogar, dass dies hier eine besondere Nacht war, die er erlebte. Ähnlich wie der Schüler bei einer Prüfung.

Die rechte Knochenklaue bewegte sich. Dabei wurde der Finger nach vorn gestreckt und leicht gekrümmmt, damit er über das Blatt rutschen konnte.

Tommy hörte ein knisterndes Geräusch, als das alte Blatt umgeschlagen wurde. Das ging nicht schnell, es lief sehr langsam ab. Das Blatt bewegte sich zeitlupenhaft auf die

andere Seite, schien in der Mitte stehen bleiben zu wollen und kippte dann doch.

»Kennst du den Glasmann, Tommy?«

»Nein.«

»Er ist in diesem Bilderbuch und will frei kommen ...«

»Das .. , das würde mich freuen.«

»Er will mit dir spielen. Er will bei dir sein. Er will dir etwas zeigen und dich sogar beschützen. Er ist im Buch, er ist so wunderbar, verstehst du?«

»Ich glaube schon.«

Wieder schlug der Knöcherne in diesem langsamem Tempo eine Seite um. Abermals konnte Tommy Olden nicht erkennen, welches Bild sich auf der Seite befand. Er sah nur den roten Ledereinband. Er war gespannt.

»Ahhh ...« Der lang gezogene Laut drang aus dem offenen Mund des Skeletts. »Ich sehe hier ein ganz besonderes Bild. Es ist Monsieur Boule, der Kobold in der Kugel. Herrlich anzusehen, ein Spaß für Alt und Jung. Einfach wunderbar. Er ärgert sich. Er will nicht länger im Buch bleiben. Er will raus ...«

»Dann ...dann lass ihn.«

»Gerne Tommy.« Der Knöcherne blätterte wieder um, und aus seinem Mund wehte ein tiefes Stöhnen, das später in Worte mündete. »Ah, der Waldmann ist auch da. Ebenso wie die Hexe. Beide haben sich zusammengetan. Sie sind ein gutes Paar. Sie passen wunderbar zusammen, wirklich ...«

Tommy konnte nicht mehr an sich halten. Seine Frage war vorwitzig, aber er stellte sie trotzdem. »Darf ich sie denn mal sehen? Kannst du das Buch nicht drehen?«

»Nein, Tommy, nein. Du darfst sie sehen, aber anders als du es dir vorgestellt hast.«

»Wie denn?«

»Du wirst sie sehen und erleben.«

Tommy schluckte. Er war auf einmal sehr nervös. »Ich darf sie sehen? Hier und...«

»Nein, mein kleiner großer Junge. Nicht hier, denn ich habe mir für dich etwas anderes ausgedacht. Wenn du mich verlässt und wieder zurückgehst, wirst du sicherlich neue Spielkameraden bekommen. Denn wie ich dir schon gesagt habe, sie wollen nicht mehr in diesem Bilderbuch bleiben und in die Freiheit gelangen.«

Tommy staunte noch immer. »Ich ... ich ... werde sie richtig sehen können? Im Bilderbuch und ...«

»Nicht darin, mein Junge. In der Wirklichkeit. Du musst mir zuhören.«. Die Knochenklauen bewegten sich und klappten das Buch dazu.

Tommy glaubte sogar, eine Staubwolke aufwallen zu sehen, aber das konnte auch eine Täuschung sein. Jedenfalls war er noch immer perplex. Er blieb bewegungslos stehen und wartete, was noch alles passieren würde.

Es geschah nichts Neues mehr. Der Knöcherne in seinem schwarzen Umhang nickte Tommy zu. »Es war wirklich schön, dich wieder gesehen zu haben, mein Junge. Du kommst ja bald wieder, denn der volle Mond scheint noch und lässt den Weg offen.«

»Ja«, flüsterte Tommy. »Ja, ich werde dich in der nächsten Nacht erneut besuchen.«

»Ich freue mich auf dich mein Junge.«

»Ich mich auch.«

Es passierte etwas Seltsames. Tommy hatte den Eindruck, etwas zu spüren, das ihm entgegenwehte. Es war wie ein Strom der Wärme und Sympathie, der ihn erreichte und über ihn hinwegschwappte. Tommy wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Er hielt die Augen weit offen und traute sich auch nicht, den Kopf zu drehen, denn dieser warme Strom an Gefühlen drang von vorn auf ihn zu. Das glaubte er. Und wenn das stimmte, dann konnte er nur von dem Skelett stammen.

Das begriff Tommy nicht. Auch die weiteren Geschehnisse waren für ihn ein Rätsel, denn jetzt passierte etwas, das er nicht

fassen konnte. Etwas drängte sich zwischen ihn und die Gestalt. Er nahm es als Dunst, als Nebel hin, der allerdings eine dunkle Färbung bekam und alles das verschlang, was Tommy noch Sekunden zuvor gesehen hatte.

Es gab keine Wand mehr, keine Bücher. Auch kein Skelett, das ein Buch mit rotem Einband in den Knochenhänden hielt. Es gab nur noch die Dunkelheit, die über alles hinwegfiel, sodass er plötzlich im Finstern stand und alles Erlebte nur noch in seinen Gedanken und in der Erinnerung existierte.

Vorbei - weg! Aber kein Traum!

Tommy blieb im Dunkel stehen. Er dachte über das Buch nach, was er erlebt hatte, und er erinnerte sich wieder an die Namen, die er gehört hatte.

Vier waren es gewesen!

Vier Gestalten aus dem Bilderbuch.

Der Glasmann, dann Monsieur Boule, der Kobold in der Kugel. Aber auch der Waldmann und die Hexe.

Er konnte mit diesen Namen noch nichts anfangen. Sie waren ihm einfach zu fremd. Das Bilderbuch war schon öfter aufgeschlagen worden, und der Knöcherne hatte ihm andere Namen genannt. Da waren der Vogelmann dabei gewesen oder die Katze mit zwei Pfoten und die Waldfee im roten Gewand. Aber nie zuvor war ihm gesagt worden, dass es diese Personen auch in der Wirklichkeit gab und sie sich ihm zeigen würden. Er sollte mit ihnen zusammenkommen, mit ihnen spielen, wie es Kinder gern taten, denn sie brauchten Spielkameraden.

Jetzt würde alles anders sein. Er glaubte dem Skelett, und er wusste nun auch, dass es ihn mochte. Den Strom hatte er sehr deutlich gespürt. Ähnliches erlebte er auch, wenn er von seiner Mutter in den Arm genommen wurde.

Als wäre das Skelett mit ihm verwandt ...

Komisch, dass ihn dieser Gedanke nicht erschreckte. Jeder andere hätte ihn weit von sich gewiesen, nicht aber Tommy Olden. Er konnte sich damit anfreunden.

Tommy drehte sich um. In der Dunkelheit fühlte er sich nicht mehr wohl, und deshalb knipste er wieder seine kleine Taschenlampe an. Der helle Strahl beruhigte ihn etwas, auch wenn er sich wunderte, dass in der Wand nichts mehr zu sehen war.

Keine Bücher. Kein Skelett. Nur noch der normale unebene Stein zeichnete sich ab.

»Aber geträumt habe ich es nicht«, flüsterte Tommy vor sich hin und drehte sich um. Immer dem Lichtstrahl folgend, ging er auf die Treppe zu, die ihn wieder zurück in das Gartenhaus und damit hinein in die Oberwelt brachte.

Aber auch hinein in die Einsamkeit, die dort lauerte. Das Skelett hatte ihm etwas Bestimmtes versprochen, aber Tommy wusste nicht, ob es sich nur um einen Scherz gehandelt hatte.

Er öffnete die Tür des Gartenhauses und schaute in die Dunkelheit. Ein leichter Dunst schwebte in der Luft und hatte sich auch zwischen den Schattengestalten der Bäume festgesetzt. Im Haus brannte Licht. Verschiedene Fenster waren erhellt, auch in der ersten Etage, wo sich seine Mutter aufhielt. Sie würde bestimmt noch nicht zu Bett gegangen sein. Der Junge kannte das genau. Sie war jemand, der sich immer Sorgen machte. Tommy fand es schade, dass er über die Erlebnisse nicht mit ihr sprechen durfte. Deshalb hoffte er, dass es sich irgendwann ändern würde. Wenn sein knochiger Freund schon nicht von selbst damit anfing, wollte er ihn wenigstens danach fragen. Vielleicht schon beim morgigen Besuch.

Sie wohnten einsam, jedoch nicht zu einsam. Vor dem Haus führte in knapp 50 Metern eine Straße vorbei. Eine Zufahrt gab es auch, aber sie war mehr ein Trampelpfad, der zum Haus führte. Bis zum nächsten Dorf waren es knapp zwei Kilometer, und Tommy hatte seine Mutter schon öfter gefragt, ob sie nicht ausziehen sollten, um dort zu wohnen, wo Menschen in der Nähe waren.

Sie hatte sich immer dagegen gesträubt. Tommy hatte nicht

locker gelassen, aber seine Mutter hatte ihm den Grund nie nennen wollen. Sie schien mit dem Haus verwachsen zu sein oder musste daran eine starke Erinnerung haben.

Es war ihm gleichgültig. Heute nicht, nicht in dieser Nacht wollte er die Fragen stellen. Morgen war auch noch ein Tag. Nach diesem Gedanken dachte er wieder an etwas anderes.

Das Skelett hatte ihm etwas versprochen. Es hatte vier Namen genannt, und Tommy wusste genau, dass das Skelett sein Versprechen auch halten würde. Ihm sollte die Einsamkeit vertrieben werden. Aber Tommy hatte sich nicht einsam gefühlt. Niemals. Er war sich immer selbst genug gewesen, und das wollte er auch in der Zukunft so halten.

Trotzdem, auf die Figuren aus dem Bilderbuch war er ~~ge~~ spannt, und er fragte sich, ob sie gut oder böse waren. Egal was, er würde alles akzeptieren ...

Man kann es sich im Leben nicht immer aussuchen. Da machten auch Suko und ich keine Ausnahme, denn mit des Geschickes Mächten ist wirklich kein Bund zu flechten.

Von der Insel waren wir gut weggekommen, aber die Sache mit dem Leihwagen dauerte seine Zeit. Wir hatten vergessen, wo wir uns befanden. In Thurso gab es keine Filialen der großen Leihwagenfirmen. Der Wagen, den wir auf der Hinfahrt benutzt hatten, war abgeholt worden, worauf wir gar nicht geachtet hatten.

Ein Auto brauchten wir, und so gingen wir zu einem Gebrauchtwagenhändler, der uns natürlich ein Vehikel verkaufen wollte. Nach einem Hin und Her und auch nachdem er wusste, mit wem er es zu tun hatte, überließ er uns ein Fahrzeug leihweise, sodass wir wenigstens bis Aberdeen kamen. Die Summe, die er dafür kassierte, war auch zudem recht beträchtlich. Aber was sollten wir machen? Wir befanden uns

in der schlechteren Position.

Wir bekamen einen älteren Jeep. Motormäßig in Ordnung, wie man uns versicherte, die Reifen waren es auch, und der Händler war der Meinung, dass wir damit eine halbe Ewigkeit fahren konnten. Darauf ankommen lassen wollten wir es nicht. Es reichte schon aus, wenn wir bis Aberdeen kamen.

Die A 895 führt in Richtung Süden und mündet später auf die A 9, die bis in die Nähe von Inverness führt. Von dort aus war es nicht mehr zu weit bis Aberdeen.

Wir hatten uns vorgenommen, die Strecke an einem Tag zu schaffen. Das allerdings war normal nicht mehr möglich, denn erst am späten Nachmittag fuhren wir ab. Da hatte sich der Himmel bereits mit den langen Schatten der Dämmerung bezogen, und auch wir zogen etwas: lange Gesichter.

»Sieht nicht gut für eine schnelle Reise aus«, meinte Suko, der das Lenkrad übernommen hatte. Er war noch jemand, der gern Auto fuhr.

»Was willst du machen?«

»Fahren.«

Ich nickte. »Eben.«

»Die ganze Nacht durch?«

Da hatte er eine gute Frage gestellt. Er würde nicht die ganze Nacht durchfahren, denn wir würden uns abwechseln, aber auch das hätte großen Stress bedeutet, denn schon eine Nacht zuvor waren wir nicht zum Schlafen gekommen. Die Müdigkeit würde uns beide erwischen, das stand fest, denn wir waren keine Maschinen. Einschlafen am Steuer wollten wir beide nicht, Zudem drängte niemand.

»Wenn es nach mir geht, nicht«, antwortete ich.

»Super.«

»Wie fühlst du dich?«

»Es gab schon bessere Tage«, sagte Suko.

»Bei mir auch.«

Da hatte ich nicht gelogen. Obwohl ich im Kopf noch völlig

fit war, weil sich die Gedanken noch immer um das Erlebte drehten, hatte ich trotzdem den Eindruck, einen Schwermetalltag erwischt zu haben. Ich fühlte mich wie mit Blei gefüllt. Schwere Beine, schwere Arme. Allzu lange würde ich nicht durchhalten können.

»Du kannst doch jetzt die Augen schließen«, schlug mir Suko vor.

»Kann ich.«

»Dann bitte.«

»Aber ich tue es nicht, weil ich nicht einschlafen kann. Das wird in zwei Stunden möglicherweise anders aussehen, aber...«

»Dann bin ich auch ziemlich von der Rolle.«

»Also werden wir beide ein Schläfchen machen.«

Suko grinste und meinte: »Zwei müde Geisterjäger. Ist mal was Neues, Alter.«

»Aber rein menschlich.«

»Das schon.«

Unser Gespräch versandete. Wir redeten auch nicht mehr über Justine Cavallo oder Dracula II, wir hatten einfach keine Lust dazu und rollten nur durch die schottische Landschaft in Richtung Süden, wobei die Einsamkeit unser ständiger Begleiter war. Bei Tageslicht hätten wir noch etwas von den Hügeln, den Wäldern oder den Seen erkennen können, doch in der Dunkelheit schmolz alles zusammen, und wir kamen uns vor, als würden wir durch einen nicht enden wollenden Tunnel fahren.

Ab und zu sahen wir ein Hinweisschild, das zu Orten führte, deren Namen mir unbekannt waren und die ich auch rasch wieder vergaß. Dafür merkte ich, dass mir die Augen schwer wurden. Ich hatte auch Durst auf einen Kaffee, aber die Müdigkeit war letztendlich stärker. Ich wäre eingeschlafen, hätte mich Suko nicht plötzlich angesprochen.

»Ich denke, dass uns eine Pause gut tun würde.«

»Ja, nicht schlecht.«

»Nur gibt es hier kein Dorf, kein Haus und so weiter.«

»Dann suchen wir uns eben ein einsames Plätzchen.«

»Außerdem habe ich Durst.«

»Die Brust kann ich dir nicht geben.«

»Hätte ich auch nicht angenommen. Aber auf dem Rücksitz liegen zwei Flaschen Wasser und Kekse. Ich esse immer zu Abend, bevor ich mich hinlege.«

»Kannst du auch diesmal«, sagte ich.

Es war nicht schwer, eine Stelle zu finden, an der wir unseren Wagen einstellen konnten, immer wieder erschienen natürliche Ausbuchtungen an den Straßenrändern, und Suko ließ den Jeep in eine hineinrollen, die sich dort befand, wo ein Waldstück allmählich lichter war.

Die Fahrzeuge, die uns entgegengekommen waren, hätten wir an einer Hand abzählen können. Diese Ecke Schottlands war durch die Einsamkeit geprägt. Sie schien sogar von Menschen verlassen worden zu sein. In der Tat gab es nur wenige Ansiedlungen.

Als Suko den Motor abgestellt hatte, griff ich nach hinten und holte die beiden Wasserflaschen. Auf die Kekse bestand Suko. Er riss das Paket auf, schaute sie sich an, und ich musste grinsen, weil sich eine kleine Wolke gebildet hatte.

»Ist das Staub?«, fragte ich.

»Nein, kleine Krümel.«

Ich hob die Schultern. »Mir kommen sie eher vor, als stammten sie aus dem letzten Jahrhundert.«

»Du kannst mir den Appetit nicht verderben.«

»Das ist bei dir auch schlecht möglich.«

»Wieso das denn?«

Ich grinste Suko an. »Es stimmt doch, dass Landsleute von dir Hunde essen - oder?«

Suko schüttelte den Kopf. »He, was ist los? Hast du heute deinen besonders netten Tag?«

Ich trank erst mal Wasser aus der Flasche. »Fiel mir nur

gerade so ein, Alter.«

»Klar. Bei deinen Einfällen würdest du als Schriftsteller verhungern. Und für eine gute Comedy reicht es auch nicht.«

»Danke und guten Appetit.« Ich nickte ihm zu und stellte den Sitz so weit wie möglich nach hinten. Es war schwer, weil irgendetwas eingerostet war, aber es klappte schließlich, und in dieser Lage schloss ich erst mal die Augen.

Neben mir aß Suko mit knackenden Geräuschen seine Kekse. Hin und wieder gluckerte es, wenn er Wasser trank, aber diese Geräusche störten mich nicht, denn die Natur verlangte einfach ihr Recht. Ich hatte dabei das Gefühl, einfach wegzusacken und in eine andere Welt hineingetragen zu werden.

Nicht einmal Träume plagten mich, ich war einfach zu kaputt und brauchte den Schlaf.

Aber ich wurde wieder wach. Das heißt, nicht so richtig. Irgendwie tauchte ich aus einer dunklen Röhre auf und hatte noch irgendwelche Gewichte an meinem Körper hängen, so schwer fühlte ich mich. Die Last lag zudem auf meinem Kopf und verteilte sich sogar in der Nähe der Augen, sodass ich Mühe hatte, sie zu öffnen. Als ich es endlich tat, geschah dies im Zeitlupentempo.

Auch mein Gehör funktionierte wieder. Ich vernahm seltsame Laute in meiner nahen Umgebung. Sie erinnerten mich an eine Mischung aus Röcheln und Seufzen.

Der Körper und ebenfalls der Kopf fühlten sich bleiern an. Ich wollte richtig wach werden, aber meine Glieder gehorchten mir nicht. Zwar schlief ich in den folgenden Sekunden nicht mehr ein, aber in einem hellwachen Zustand befand ich mich auch nicht. Ich dämmerte irgendwie dahin und versuchte, gegen die Mattheit anzukämpfen.

Etwas irritierte mich.

Diesmal war es kein Geräusch, sondern ein Zucken, ein Spiegeln und ein Blitzen. Es erwischte mich von vorn und von der linken Seite her und befand sich meiner Ansicht nach

außerhalb des Jeeps.

Licht?

War es Licht?

Ja und nein. Licht sah anders aus. Es zuckte auch nicht hin und her, um so meine Augen zu erwischen. Es sei denn, jemand leuchtete mich mit einer Taschenlampe an.

Ich war wieder soweit erwacht, dass ich wusste, wo ich mich befand. Nicht in einem Zimmer, sondern in einem Auto, in dem es verdammt kalt geworden war. Jedenfalls fror ich, obwohl ich gar nicht so lange geschlafen hatte.

Ich öffnete die Augen jetzt weiter und sorgte auch dafür, dass sie mir nicht zufielen.

Das Licht oder das Blitzen waren verschwunden.

Hatte ich mich doch geirrt?

Nein, da war es wieder. Links von mir an der Beifahrerseite. Es huschte heran, es schimmerte, es bewegte sich, es schien helle Kaskaden zu verstreuen, und ich wurde tatsächlich geblendet.

Als Schutz hielt ich mir die Hand vor die Augen und nahm das Blitzen nur an den Rändern war. Ich nahm die Hand wieder weg, blickte durch das Fenster nach draußen und hatte das Gefühl, mich kneifen zu müssen, um mich zu vergewissern, dass ich auch hellwach war.

Was da durch den Wald huschte, war kaum zu fassen. Es war ein Spiegelmensch. Ein Lichtmann und zugleich einer, dessen Körper mit zahlreichen Glasscherben bedeckt war.

Verrückt! Irrsinn! Das träumte ich. Das konnte nicht der Wahrheit entsprechen.

Jemand huschte tatsächlich wie ein spiegelnder Mensch durch den Wald und war wenig später verschwunden.

Ich sagte nichts und tat nichts, aber ich war jetzt hellwach, obwohl ich in meinem Sitz hockte wie ein Statue.

War das möglich?

Ja, es war möglich!

Aber wer huschte am späten Abend durch den Wald? Ein Gespenst? Jemand, der hier Verstecken spielte?

»Hast du Probleme, John?«

»Nicht direkt.« »Und indirekt?«

»Da war jemand. Er kam zu unserem Wagen, Suko. Aber das war kein normaler Mensch, sondern eine Gestalt, die über und über mit Licht oder mit kleinen Spiegelscherben bedeckt war. Wie ein Harlekin, ein irrer Clown, der durch den Wald hastet und hier seine Spielchen treibt.« Ich hatte den Kopf gedreht und Suko während meines Berichts angeschaut. Auch er sah mich an, aber er schüttelte den Kopf, und in seinen Augen stand ein Ausdruck, der mir sagte, dass er mich für leicht verrückt hielt.

»Es war so!«, bestätigte ich mit Nachdruck.

»Ein Spiegelmann?«

»Ja, verdammt.«

»Den hast du dir nicht herbeigeträumt?«

»Unsinn. Warum sollte ich das tun? Nein, es war ein Clown, ein irrer Typ, der da durch den Wald huschte und von dessen Körper das Licht abstrahlte und umherzuckte wie ...«, mir fiel kein Vergleich ein, und ich zuckte mit den Schultern.

Sukos Blick wurde nachdenklich. »Schade, dass ich etwas zu spät erwacht bin. So habe ich ihn leider nicht gesehen. Noch mal die Frage! Du bist sicher, dich nicht getäuscht zu haben?«

»So ist es.«

»Und was machen wir jetzt? Sollen wir weiterfahren und deinen Spiegelmann vergessen?«

Ich überlegte nicht lange. »Wäre eine Möglichkeit, die mir allerdings nicht gefällt.«

»Du willst ihn haben?«

»So ist es. Ich frage mich, wer so verrückt ist, dass er ein Spiegelkostüm anzieht und damit durch den Wald läuft. Das ist etwas zu hoch für mich. Außerdem müssen sich an seinem Körper Lampen befinden haben, denn die Spiegel waren sehr

hell, und hier draußen gibt es nun mal kein Licht. Abgesehen vom Mond, aber das ist zu wenig.«

Suko zuckte die Achseln. Ich sah ihm an, dass er nicht voll überzeugt war. »Okay«, sagte er nur und schnallte sich los. »Dann werden wir ihn suchen.«

Ich stieg vor Suko aus und schaute mich zunächst um. Zu sehen war nichts. Kein Licht, keine Gestalt. Neben uns lag der Wald eingehüllt in die Dunkelheit der Nacht. Auf der anderen Straßenseite begann das freie Feld, und ungefähr an seinem Ende schimmerten schwache Lichter, die wahrscheinlich zu den Häusern eines Dorfes gehörten.

Von dem Glas- oder Spiegelmann sah ich nichts. Mir kam schon der Gedanke, mich geirrt zu haben, aber dem traute ich nicht. Was ich gesehen hatte, das hatte ich gesehen, und es war alles andere als ein Traum gewesen.

»Ich denke mir, dass er in den Wald gelaufen ist«, sagte Suko, der an der anderen Seite des Jeeps stand.

»Genau.«

»Dann lass uns nachschauen.«

Meine Müdigkeit war wie fortgeblasen. So etwas wie Jagdfieber hatte mich gepackt. Innerlich baute sich bei mir wieder ein bestimmter Eindruck auf.

War es möglich, dass das Schicksal für uns mal wieder eine Überraschung bereit hielt und uns mit einem Phänomen in Verbindung gebracht hatte, das in unseren Arbeitsbereich hineinfiel?

Ich musste von dieser Möglichkeit ausgehen, denn so etwas wäre nicht zum ersten Mal passiert.

Auf der Straße jedenfalls war nichts zu sehen. Sie führte als graues Band durch die Dunkelheit, und es bewegte sich auch kein Scheinwerferpaar darüber hinweg.

Ich löste mich als Erster von meinem Platz. Um in den Wald zu kommen, mussten wir das Unterholz überwinden. Die Bäume hatten schon einen großen Teil ihres Laubs verloren,

das sich auf dem Waldboden verteilte, sodass wir den Eindruck bekamen, über einen weichen, raschelnden Teppich zu gehen.

Es war so still. Da piepte kein Vogel. Die einzigen Geräusche verursachten wir, und jetzt huschten auch helle Lichtfinger durch die Dunkelheit, weil wir unsere kleinen Lampen hervorgeholt hatten, um besser sehen zu können.

Das Suchen nach dem Unbekannten entwickelte sich für uns zu einem reinen Geduldsspiel. Wir leuchteten nicht nur nach vorn, sondern auch zu den verschiedenen Seiten hin, aber das Licht traf alles Mögliche, nur wurde es nicht von einem Spiegel reflektiert.

Aber es gab den Typen. Und er hatte sich bestimmt auch nicht irgendwo vergraben.

Ich wollte Suko den Vorschlag machen, getrennt auf die Suche zu gehen, als er den Kopf schüttelte, stehen blieb und sich nach rechts drehte. Dabei schaute er stur in eine bestimmte Richtung und hob auch den linken Arm an.

Jetzt sah ich, was er meinte.

Hinter oder zwischen den Bäumen malte sich ein heller Schimmer ab. Etwas verschwommen, nicht so zuckend und auch grell wie bei dem Spiegelmann. Dieser neue Schein sah aus, als wäre ein an den Rändern ausgefranster Mond nach unten gefallen und hätte sich senkrecht auf die Erde gestellt, um hier sein Licht zu verbreiten.

Das war er bestimmt nicht. Das war etwas anderes, und es bewegte sich auf uns zu.

Wir hatten beide den gleichen Gedanken und löschten das Licht. Nichts störte uns mehr oder lenkte uns ab. Jetzt konnten wir uns endlich auf den anderen Schein konzentrieren.

Er blieb nicht stehen. Er wanderte. Ein großer blasser Kreis, der seine Form nicht veränderte und sich auch nicht von den Bäumen als Hindernisse stören ließ.

Licht ist lautlos!

Genau das schoss mir durch den Kopf, als ich das Gegenteil

erlebte.

Dieses Licht war nicht lautlos.

Es gab Geräusche ab. Schleifende Geräusche, als würde etwas über einen Teppich gezogen. In diesem Fall bestand der Teppich aus Erde und Laub, denn dieses leise Rascheln war uns ebenfalls nicht neu.

Beide spitzten wir die Ohren. Wir hatten unsere Standplätze gewechselt und standen jetzt so, dass wir von den Stämmen der Bäume geschützt wurden.

Wer immer sich da durch den Wald bewegte, er kam näher und hatte uns wohl noch nicht gesehen.

Gab es eine Lichtung, die sich das Licht vielleicht als Ziel aussuchen konnte? Irgendetwas musste schließlich passieren. Bevor ich den Gedanken richtig zu Ende gebracht hatte, bekamen wir dieses Licht ganz zu sehen.

Plötzlich lag es frei. Es hatte die Deckung und den Schutz der Natur verlassen.

Wir staunten!

Es war ein bestimmtes Licht, und es füllte eine mannsgroße Kugel aus, ähnlich wie das, was Bills Goldene Pistole hinterließ, nur nicht oval, sondern völlig rund.

Das alles hätte ich noch als relativ normal angesehen, auch das Licht innerhalb der Kugel, aber es gab da auch noch einen Inhalt, und der hatte nichts mit der Helligkeit zu tun.

In der Kugel stand ein Mensch!

Ein kleiner Mensch. Mit rundlichem Körper und Kopf. Rundlich war auch das Gesicht, und genau dieser Mensch stand inmitten der übergroßen Kugel oder Seifenblase.

Aber auch mit dem Menschsein hatte ich meine Probleme, denn diese Gestalt in einem grünen, sehr engen Trikot war für mich kein normaler Mensch. Darüber wollte ich auch mit Suko sprechen.

»Weißt du, was das ist?«

»Nicht genau. Ich muss erst nachdenken.«

»Für mich ist das ein Kobold ...«

In den nächsten Sekunden hörte ich von Suko nichts. Wahrscheinlich musste er über meine Worte nachdenken. Ich bemerkte, dass seine Gesichtsmuskeln einige Male zuckten, was auf eine große Überraschung seinerseits hindeutete, und als er den Mund öffnete, um etwas zu fragen, kam ich ihm zuvor.

»Jetzt frage mich nicht, ob es Kobolde überhaupt gibt.«

»Das hatte ich vor. Oder so ähnlich. Klar, es gibt Kobolde, John, aber nicht hier, sondern in Aibon. Erinnere dich an die Killer-Kobolde. Außerdem ist dieser hier größer.«

»Mag sein, aber mir kommt er trotzdem so vor. Ein Kobold im Wald, verstehst du? Einer, der sich hier in der Einsamkeit versteckt gehalten hat und nicht damit rechnet, Menschen zu begegnen. Der Spiegelmann war der Erste und das ist der Zweite, der eigentlich nicht so recht in diese Welt hineinpasst.«

»Wenn du es so siehst, muss ich dir Recht geben. Trotzdem geht mir Aibon nicht aus dem Sinn.«

»Das eine schließt das andere ja nicht aus.« Ich schüttelte den Kopf. »Aber eines steht fest. Ich möchte mir den Kobold gern aus der Nähe anschauen.«

»Meinen Segen hast du. Aber du gestattest, dass ich mir plötzlich vorkomme wie in einem Märchenwald, wenn das so weitergeht.«

»Kein Widerspruch. Aber denk immer daran, dass manche Märchen auch verdammt gefährlich und böse sein können. Hier müssen wir mit allem rechnen.«

»Keine Bange.«

Seit der Entdeckung war nicht viel Zeit vergangen. Der Kobold hatte seine Kugel nicht von der Stelle bewegt, und wir waren auch nicht sicher, ob er uns in der Dunkelheit überhaupt

entdeckt hatte. Deshalb bewegten wir uns auch jetzt nicht zu schnell, sondern schlichen und nutzten auch die natürlichen Deckungen aus, das heißt, wir bewegten uns von Baum zu Baum weiter.

Die Kugel stand auf dem Fleck, als hätte man sie dort angeklebt. Je näher ich kam, um so besser konnte ich den Inhalt erkennen. Ich blieb dabei, es war ein sehr kleiner Mensch, aber größer als ein Liliputaner oder Pygmäe. Außerdem war er nicht eben dünn unter seinem Kostüm, das fast wirkte wie ausgestopft.

Es war grün. Auch seine Beine mit den recht stämmigen Oberschenkeln schimmerten in dieser Farbe. Arme, die mich an lange Würste erinnerten. Auch sie waren von einer grünen Farbe bedeckt. Arme und Beine mussten vom Material einer Strumpfhose bedeckt sein, so dünn jedenfalls war der Stoff.

Dann gab es noch den Kopf.

Aber keinen Hals.

Jedenfalls entdeckte ich keinen, denn der sehr runde Kopf sah aus, als wäre er ohne Hals direkt auf den Körper gesetzt worden. Das Gesicht mit dem breiten Mund, der schmalen, nach oben gebogenen Nase, den vollen Wangen mit einigen rötlichen Flecken darauf und auch die Haare, die sehr kurz waren, aber vorne länger. Dort hatte man sie auch in die Höhe gekämmt.

Es war kaum zu fassen, so einen Menschen zu sehen. Aber ich war mit meiner Betrachtung noch nicht am Ende, denn es gab noch die Augen. Bisher hatte die Farbe Grün die Oberhand gewonnen. Das galt nicht für die Augen, denn sie strahlten in einem blassen Rot. Der Kobold besaß tatsächlich rote Augen.

»Hast du ihn dir genau angeschaut?«, fragte Suko leise.

»Klar doch.«

»Was sagst du?«

»Wie aus einem Märchen stammend.«

»Aibon, Alter ...«

»Da bin ich mir nicht so sicher.«

»Aibon kennen wir zwar, John, aber wir kennen es nicht gut genug. Es hält noch immer Überraschungen für uns bereit.«

»Nimmst du mir denn jetzt den Spiegelmann ab?«, fragte ich, bevor ich stehen blieb.

»Ich glaube dir mittlerweile alles, John.«

»Oh - danke.«

Ich war eigentlich davon ausgegangen, dass sich der Kugelmann zurückziehen würde, doch er war einfach zu neugierig auf uns und hatte sich nicht von der Stelle bewegt. Auch in den folgenden Sekunden passierte nichts dergleichen, aber der Kobold nahm uns zur Kenntnis, und das zeigte er uns auch.

Sein rundes Gesicht bewegte sich. Zugleich begannen die roten Augen zu strahlen, und einen Moment später zog er seine Lippen in die Breite, sodass das gesamte Gesicht einen kasperhaften Ausdruck bekam. Ich fragte mich, ob ich je schon einen Menschen gesehen hatte, der es schaffte, seinen Mund derart in die Breite zu ziehen. Dabei blieb es nicht. Plötzlich trat das Gegenteil ein, denn da zog er ihn nämlich zusammen. Er spitzte ihn so, dass aus seinem Mund ein Mündchen wurde, das er dann öffnete, als sollten wir in das kleine Loch hineinschauen.

Dann schnellte etwas aus seinem Mund hervor. Automatisch zuckten wir zur Seite, auch wenn es noch ein Hindernis zwischen ihm und uns gab.

Das war dann aber nicht für das vorhanden, was aus dem Mund flog. Es durchbrach das Hindernis ohne es zu zerstören, und ich erhielt einen Schlag mitten auf die Stirn.

Ich hatte noch gesehen, dass es ein grüner Ball war, vielleicht so groß wie ein Golfball und ebenfalls so schwer, denn der Treffer war alles andere als angenehm gewesen.

»Blattschuss«, kommentierte Suko. Noch in seine Antwort hinein hörten wir das schrille Kichern des Kobolds, der zugleich seine Beine trampelnd bewegte, sodass wir mitbeka-

men, wie schnell und geschickt er sich in und mit der Kugel bewegen konnte.

Bevor wir uns versahen, hatte er schon eine gewisse Distanz zwischen uns gebracht, und er ließ sich auch nicht durch die Bäume stören, die er geschickt umrundete. Die Kugel tanzte über den Boden hinweg, und der Kobold bewegte seine Beine ähnlich schnell wie ein Hamster seine in einem Laufrad.

Ich tastete meine Stirn ab und merkte, dass sich dort eine kleine Beule gebildet hatte. Nicht besonders schlimm. Da hatte ich schon andere Schläge einstecken müssen.

Suko hatte schon die Verfolgung aufgenommen, blieb aber stehen und drehte sich um.

»Willst du auch hinterher?«

»Klar doch.«

Der Kobold in der Kugel war schnell, aber nicht schneller als wir, denn wir holten auf, auch wenn wir mit dem manchmal feuchten und schlüpfrigen Boden unsere Probleme hatten.

So wie wir gingen, tanzten auch die Strahlen der beiden Leuchten durch die Dunkelheit. Sie zuckten, sie huschten, sie waren manchmal wie Speere, aber es gab nicht nur ihr Licht. Weiter vorn, wo der Wald aufhörte, da glaubte ich, Licht in der Dunkelheit zu sehen, das durchaus von einem Haus stammen konnte.

Darüber dachte ich nur einen kurzen Augenblick nach, dann war der Kugelmann wichtiger. Sein Gerät hüpfte über den Boden hinweg. Er selbst tanzte in ihm wie ein kleiner Derwisch, und wir hatten noch immer nicht gesehen, woher das Licht kam, das die Kugel ausfüllte. So etwas wie Lampen gab es dort nicht.

Suko hatte einen größeren Vorsprung bekommen. Ich sah, wie er über einen Graben sprang. Mit den nächsten beiden Sprüngen musste er die Kugel erreicht haben, als er plötzlich in der Bewegung zusammenzuckte. Für mich sah es so aus, als hätte er sich nur geduckt, aber das Ducken ging weiter, und

plötzlich war er verschwunden, weil er mitten auf dem Waldboden lag.

Sofort blieb ich stehen!

Für mich stand fest, dass sich Suko nicht einfach fallen gelassen hatte. Er war auch nicht nur gestolpert. Es hatte ihn einfach erwischt, und zwar von außen.

Dem Kobold in der Kugel war das egal. Ich sah noch seine heftigen Trampelbewegungen, dann hatte ihn der Wald verschluckt. Auch das schwache Licht verschwand.

Suko lag noch immer dort, wo er hingefallen war. Ich überstürzte nichts und ging vorsichtig näher. Dass er nichts tat, wunderte und ängstigte mich zugleich. Entweder hatte es ihn schwer getroffen oder er spielte den Bewusstlosen nur.

Der bleiche Strahl wanderte auch durch die Umgebung. Ich ließ die kleine Lampe in meiner Hand kreisen, um möglichst viel Helligkeit in die Umgebung zu bringen, aber irgend welche Feinde waren nicht zu sehen. Dann war ich so nahe an Suko herangekommen, dass ich sein leises Stöhnen hörte, und das klang mir nicht eben gespielt. Er hatte sich mittlerweile auf die Seite gedreht und stand dicht davor, aufzustehen. Sein Mund hatte sich dabei in die Breite gezogen.

»Es hat mich im Rücken erwischt, John. Plötzlich. Du musst aufpassen. Über uns ist es nicht so harmlos.«

»Okay. Hast du was erkennen können?«

»Nein.«

»Also nicht diesen Spiegelmann?«

»Auf keinen Fall. Da muss sich jemand im Laub versteckt haben. Ich kann dir nicht sagen, ob es ein Mensch oder ein Tier gewesen ist. Alles ging zu schnell.«

»Gut. Was ist mit dir? Kannst du dich bewegen?«

»Klar, obwohl der Schlag mich schon hart erwischt hat. Aber das lässt sich aushalten. Ich denke auch, dass sich dieser Jemand weiterhin in der Nähe aufhält. Wir sollten uns darauf einstellen.«

Es war, als hätte Suko ein Stichwort gegeben. Plötzlich hörte ich über meinem Kopf ein Rascheln. Es waren Blätter, die gegeneinander rieben, aber sie wurden nicht vom Wind bewegt, denn dann hätte es noch in meiner weiteren Umgebung geraschelt.

Ich leuchtete und schaute hoch!

Was dann passierte, lief alles sehr schnell ab. Aber ich hatte auch Glück, dass ich innerhalb kürzester Zeit etwas sehen und mir einprägen konnte.

Ich sah die Blätter und dazwischen etwas anderes. Es war nicht unbedingt heller, aber anders, denn es malte sich im Lichtkegel der Lampe so etwas wie ein Gesicht ab. Es hatte mit dem Gesicht eines Menschen nichts zu tun, denn dieses hier sah aus wie aus dem Holz eines Baumes geschnitzt. Runzeln, Falten, alles starr und darin zwei böse, kalte Augen, die mich anstarnten.

Ich wollte etwas unternehmen und in die Höhe springen, als mich ein krächzendes und böse klingendes Lachen erreichte und plötzlich ein Knüppel nach unten fuhr. Er hätte mich nie getroffen, der Schlag war nicht gut genug angesetzt worden, aber er sorgte dafür, dass ich zurückglitt, und genau das hatte der kleine, im Baum versteckte Teufel gewollt.

Er hatte Zeit bekommen, sich zurückzuziehen. Das Gesicht verschwand von einem Moment zum anderen, dann raschelte es über meinem Kopf wieder, diesmal aber lauter als beim ersten Mal, und dann war die Gestalt nicht mehr zu sehen.

Für einen Moment dachte ich daran, sie zu verfolgen, aber sie war flink und zu schnell für mich. Sie hatte kurz nach der ersten Aktion schon den zweiten Baum erreicht, turnte weiter, und ich konnte ihren Weg nur durch das Rascheln verfolgen, das allerdings sehr schnell wieder verstummte.

»Das ist es dann wohl gewesen«, sagte Suko, der wieder auf den Beinen stand, den Rücken durchdrückte und mit seinen Händen darüber hinwegstrich. Er grinste mich an. »Pech

gehabt, John. Der Schlag war nicht mal so hart. Er hat mich nur an einer ungünstigen Stelle erwischt, wie eine perfekt gesetzte Akupunkturnadel. So war ich für einen Moment wirklich von der Rolle.«

»Und wer hat dich angegriffen?«

Suko zuckte die Achseln. »Hast du ihn nicht besser gesehen, Alter? Oben im Baum?«

»Ja und nein. Ich sah so etwas wie ein Gesicht.«

»Menschlich?«

»Ja und nein. Mehr wie Rinde. Auch in einer ähnlichen Farbe. Ein Waldgesicht. Das Gesicht eines Wesens, das hier im Wald lebt. Aber auch zugleich jemand ist, den es nicht geben kann und nicht geben darf. Zumindest nicht in unseren Breiten, in denen alles normal ist.«

»Normal sein sollte«, sagte Suko. Er drehte sich jetzt in den Hüften, um mehr Schwung zu bekommen. »Aber hier ist nichts normal. Ich denke an Aibon und jetzt, wo du mir von dem Gesicht erzählt hast, denke ich auch an ein anderes Wesen. Mandragoro liegt praktisch in der Luft. Oder wie siehst du das?«

»Ähnlich.«

Suko beugte den Körper vor und streckte die Arme dem Boden entgegen. Eine neue Gymnastik bereitete ihm auch keine Probleme. Er konnte sich wieder als fit bezeichnen. »Nur ähnlich?«

»Ja.«

»Warum?«

Ich wartete, bis er seine Übungen unterbrach und zählte auf. »Wir haben diesen Spiegelmann und den Kobold in der Kugel gesehen, dann sah ich das Gesicht des Waldmanns. Wenn wir bei diesen drei Entdeckungen bleiben, Suko, muss ich einfach davon ausgehen, dass nur einer zu Mandragoro passt. Nämlich der Letzte. Die anderen nicht. Sie waren zu weit von dem Umwelt-Dämon entfernt. Und wer weiß, was uns hier noch

alles erwartet.«

Suko war nicht so leicht zu überzeugen. »Aibon und Mandragoro. Kannst du dich damit anfreunden?«

»Nur bis ich eine bessere Lösung gefunden habe. Ansonsten bleibe ich abwartend.«

Suko hatte seine Lampe wieder aufgehoben und ließ den Lichtkegel durch das Geäst der Bäume huschen. Zu entdecken war nichts. Abgesehen von einigen Blättern, die sich im leichten Wind bewegten und hell schimmerten, als sie das Licht traf.

»Ist das etwas für uns?«

Ich war überrascht. »He, was soll das? Natürlich ist das ein Fall. Das Schicksal hat sein Maul wieder weit geöffnet und uns verschlungen. Was wir hier gesehen und erlebt haben, ist nicht normal. Hier geht etwas vor.«

»Denkst du an einen verhexten Wald?«

»So ähnlich.«

»Wäre ja nicht das erste Mal.«

»Genau.« Ich hüstelte gegen meine Hand. »Vergessen wir mal die seltsamen und märchenhaften Gestalten, denn ich erinnere mich an etwas anderes, das ich gesehen habe.«

»Was?«.

»Licht, denke ich.«

»Wo?«

Ich erzählte Suko, dass ich es für einen Moment wahrgenommen hatte. Wir brauchten nur in eine bestimmte Richtung zu laufen, um dorthin zu kommen.

»Sehr gut, dann los.«

»Abwarten!«

»Was ist?«

Ich legte den Finger auf meine Lippen und schaute Suko an. Tatsächlich hatte ich etwas gehört. Wieder ein fremdes Geräusch, das sich allerdings nicht wie ein Rascheln anhörte, sondern einen anderen Ursprung hatte.

Von einem Pfeifen konnte man nicht direkt sprechen, auch wenn dieses Geräusch daraus hervorzu hören war. Es war mehr ein Sausen, das entsteht, wenn etwas schnell durch die Luft gleitet. Das konnte ein kleines Segelflugzeug sein, aber auch ein anderer Gegenstand.

Auch Suko hatte es vernommen. Wir schauten beide in die Höhe, aber es war zu dunkel, um etwas erkennen zu können. Dann leuchteten wir hoch, doch auch da war nichts zu erkennen.

Zudem war das Geräusch wieder verschwunden.

»Gehört, Alter?«

Suko nickte. »Ja, und allmählich habe ich das Gefühl, in einem Zauberwald zu stecken. Oder in einer Märchenwelt.«

»Kein Gedanke mehr an Aibon?«

»Nur schwach.«

»Okay, dann lass uns den Märchenwald mal verlassen.«

Unsere Lockerheit hatten wir verloren. Wir waren jetzt sehr auf der Hut.

Aber wir gaben selbst keine so guten Ziele mehr ab, denn wir hatten die Lampen wieder ausgeschaltet und in die Taschen gesteckt. Er deutete nach vorn, nickte und flüsterte mir zu: »Wenn mich nicht alles täuscht, ist das ein erleuchtetes Fenster. Also müssen wir uns darauf gefasst machen, an ein Haus zu gelangen.«

»Hoffentlich kein Hexenhaus. Ich muss dabei an das Märchen Hänsel und Gretel denken.«

»Da kennst du dich besser aus.«

Es war schon verrückt und seltsam, welche Gedanken mir durch den Kopf streiften. Automatisch dachte ich an dieses alte Märchen der Gebrüder Grimm. Außerdem konnten wir in unserem Job nichts ausschließen. Wir gingen immer davon aus, dass alles möglich war. Die verrücktesten Dinge, die sich in einer so genannten normalen Welt versteckten und von der Masse der Menschen überhaupt nicht wahrgenommen wurden.

Wir hatten sehr oft das Gegenteil von dem erlebt und waren deshalb bereit, nichts auszuschließen.

Drei fremde Gestalten waren uns über den Weg gelaufen, und jetzt stellte sich die Frage, ob das alles gewesen war. Und was uns in dem Haus erwartete, dem wir uns näherten.

Der Wald war hier tatsächlich nicht mehr so dicht. So erkann-ten wir, dass nicht nur ein Lichtfleck vorhanden war, sondern gleich mehrere, und für uns stand fest, dass es sich um ein Haus handelte. Es konnte nichts anderes sein.

Aus der Höhe wurden wir nicht angegriffen, von den Seiten auch nicht, und so verließen wir ungeschoren das Waldgebiet, um ein paar Schritte weiter stehen zu bleiben. Vor uns lag eine freie Fläche. Eine Wiese, die bis an das Haus heranreichte, das hier wirklich seinen einsamen Platz gefunden hatte.

Da wir hinter den Fenstern das Licht sahen, gingen wir davon aus, dass es bewohnt war. Nur war kein Schatten zu sehen, der sich durch die Helligkeit bewegte.

Das Licht schimmerte nicht nur im unteren Bereich, sondern auch in der ersten Etage. Ein schwacher gelblicher Schimmer, der uns wie der Gruß aus einer anderen Welt vorkam.

Das Haus war nicht groß. Es wirkte irgendwie eng und leicht zusammengedrückt. Kein Herrenhaus, wie man es manchmal auch in einsamen Gegenden fand. Der Blick auf das Gemäuer war auch nicht frei, denn einige Obstbäume standen ebenfalls auf der Wiese und verdeckten die Sicht.

Suko und ich schauten uns an. Mein Freund schüttelte den Kopf. »Es liegt wie auf dem Präsentierteller, als hätte man uns erwartet. Ich komme mir wie angelockt vor.«

»Ist das schlimm?«

»Nein, aber ich bin nicht gern die Figur in einem Spiel, dessen Regeln ich nicht kenne.«

»Dann sollten wir sie lernen.«

Suko wusste sehr gut, was ich damit meinte, denn ich hatte so etwas wie ein Startsignal gegeben, und so bewegten wir uns

mit vorsichtigen Schritten auf das Haus zu. Dort rührte sich nichts. Es gab keine Bewegungen, aber wir ließen uns nicht täuschen. Nicht alles, was sich hinter den Mauern befand, schlief.

Plötzlich war das Geräusch wieder da. Diesmal lauter, weil näher. Das Brausen, vermischt mit einem leichten Pfeifen, war keine Täuschung. Wir hoben automatisch unsere Köpfe an und sahen einen schwarzen Gegenstand durch die Luft fliegen.

Ein Vogel war es nicht, das erkannten wir beim ersten Hinschauen. Wir verfolgten den Gegenstand mit den Blicken und stellten fest, dass er sich ein Ziel ausgesucht hatte.

Er huschte von uns weg und genau auf das Haus zu. Leider geriet das Wesen nicht in den Schein an einem der Fenster, aber das Ziel blieb bestehen.

Für einen Moment schien das fliegende Etwas über dem Haus zu verharren, dann sackte es dem Dach entgegen und landete dicht neben einem schlanken Kamin, aus dessen Öffnung leichter Rauch quoll.

Leider war es auf dem Dach zu dunkel, so verschmolz der Körper mit dem Kamin und der Finsternis in seiner Nähe.

»Sag mal, was du gesehen hast, John.« »Leider nicht viel.«

»Genauer.«

»Es war ein Mensch.«

»Ja.«

»Ein fliegender Mensch, der ...«

Suko ließ mich nicht ausreden. »...der sich an einem Besen oder Stock festklammerte, John. Es könnte sich um eine Hexe gehandelt haben, und zwar um eine, wie man sie sich immer als Kind vorstellt. Eine böse Märchenhexe, und genau das passt hierher. Eine Hexe, die auf einem Besen durch die Luft reitet.«

Ich lachte nicht, obwohl viele Menschen Suko für überspannt gehalten hätten. Wir hatten schon zuviel erlebt, um außergewöhnliche Dinge in das Reich der Fabel zu verbannen. Und wenn ich ehrlich bin, dann passte eine auf einem Besen

reitende Hexe irgendwie in die Szenerie. Nur war das vor uns kein Knusperhaus.

Suko legte eine Hand gegen sein linkes Ohr. »Höre ich von dir ein Gegenargument?«

»Nein, das hörst du nicht.«

»Sehr gut. Dann stimmst du mir zu?«

»Im Prinzip schon. Hast du denn eine Hexe erkannt? Eine Gestalt, die auf einem Besen durch die Luft reitet?«

»In etwa. Sie glich den Hexen, die man oft in Büchern sieht. Sie trug eine Flatterkleidung und hatte nichts mit den Hexen zu tun, wie wir sie kennen. Also keine modernen Frauen in einer bestimmten Bewegung oder so. Das war eine Hexe, wie man sie Kindern beschreibt und wie sie in den Büchern abgebildet ist. Glaube ich ...«

»Dann sollten wir auch davon ausgehen.«

Mein Blick ließ das Haus nicht los. Ich schaute sehr genau hin. Vor allen Dingen interessierte mich das Dach. Leider bewegte sich dort nichts. Den Gefallen tat man mir nicht. Doch ich glaubte meinem Freund. Er hatte die besseren Augen von uns.

»Okay, wenn das so ist, werden wir uns das Hexenhaus mal näher ansehen.«

»Das wollte ich gerade vorschlagen, John.«

Wir mussten nur die Wiese überqueren, um das Ziel zu erreichen. Kein großes Problem, aber die nahe Vergangenheit hatte uns gelehrt, vorsichtig zu sein, und so verhielten wir uns auch.

Die Natur blieb stumm. In der kalten Luft hatte sich ein leichter Dunst gebildet, der aber nicht mit dem Nebel der vergangenen Nacht zu vergleichen war, denn hier störte er kaum. Das Gras war hoch und feucht. Und es blieb weiterhin sehr still. Wir hörten weder einen Tier- noch einen Menschenlaut. Von den drei anderen Gestalten war ebenfalls nichts zu sehen. Auf dem Dach des Hauses blieb es ruhig. Ich wäre gern

hochgeklettert, um mir diese Hexe anzuschauen, denn so etwas wie sie war mir noch nie begegnet.

Das Haus stand auf einem Grundstück, das nicht eingezäunt war. Da wussten wohl nur die Bewohner selbst, wo es anfing und endete, aber wer lebte hinter den Mauern?

Normale Menschen oder irgendwelche Gestalten aus der Geister- und Märchenwelt? Wir mussten mit beidem rechnen. Die dunkle Haustür jedenfalls gab uns keine Auskunft. Zwei flache Stufen führten zu ihr hoch. Es gab in ihrer Nähe auch kleine Fenster, deren Vierecke schwach erleuchtet waren.

Wir zuckten beide zusammen, als wir plötzlich das grässliche Lachen hörten. Obwohl wir die Person nicht kannten, wussten wir sofort, wer da gelacht hatte.

Es war die Besenhexe!

Das Lachen erreichte uns von oben. Es schallte über das Dach hinweg und malträtierte unser Gehör.

Ich blickte in die Höhe. Der Winkel war sehr schlecht geworden, sodass ich nichts sah. Ich hätte mir gewünscht, die Gestalt am Rande des Daches auftauchen zu sehen, aber sie hielt sich zurück. Das Lachen schwoll noch einmal an, erwischte uns abgehackt und meckernd, bis es von einer Sekunde auf die andere verstummte.

Wieder legte sich die Stille über die Umgebung, und wir blickten uns an.

»War das die Begrüßung, John?«

»Keine Ahnung. Aber ich bin gespannt, wer uns öffnen wird. Vorausgesetzt, es ist jemand zu Hause.«

Nach einer Klingel hielt ich vergeblich Ausschau. Wer in das Haus hineinwollte, der musste sich anders bemerkbar machen. Und zwar durch ein heftiges Klopfen, und das erreichte ich, indem ich nach einem Türklopfer aus Eisen griff und damit einige Male gegen das Holz hämmerte, wobei sich die dumpfen Echos auf der anderen Seite innerhalb des Hauses verteilten.

Suko hielt sich im Hintergrund und beobachtete die Umge-

bung. Noch tat sich nichts im Haus, aber Suko, der einen besseren Blickwinkel hatte, meldete mir, dass er hinter einem Fenster eine Bewegung gesehen hatte.

Ich stellte keine Frage, wer es gewesen war, denn schon zwei Sekunden später hörte ich an der anderen Türseite entsprechende Geräusche, und dann zog jemand die Tür vorsichtig auf.

Ich war überrascht, als ich die Person sah. Es war keine Hexe, die auf einem Besen ritt, sondern eine normale Frau ...

Sie musste mir wohl die Überraschung am Gesicht abgelesen haben, denn um ihren Mund herum bildeten sich die Fältchen, die zu einem feinen Lächeln gehörten.

»Ja bitte?«, fragte sie mit einer leisen und auch sehr weich klingenden Stimme.

»Guten Abend«, grüßte ich. »Sie brauchen keine Angst zu haben, dass wir Sie hier überfallen wollen, Madam ...«

»Nein, nein, das habe ich auch nicht. Das auf keinen Fall, aber wie kommen Sie hierher?«

Ihre Sicherheit überraschte mich schon. Nicht jede Frau hätte so reagiert, wenn sie am späten Abend plötzlich von zwei fremden Männern besucht wurde und das noch in einer tiefen Einsamkeit, in der es so gut wie keine Hilfe gab.

Sie musste sich sehr sicher fühlen, und möglicherweise baute sie auf die ungewöhnlichen Gestalten, die die Umgebung des Hauses bevölkerten.

»Das ist eine etwas längere Geschichte«, sagte ich. »Wenn es möglich ist, würden wir gern im Haus mit Ihnen darüber reden, Madam.«

Helle Augen schauten mich an, Suko ebenfalls, und dann hatten wir die Prüfung bestanden, denn sie nickte uns zu. »Bitte, ich habe nichts dagegen, wenn Sie eintreten wollen.«

»Danke.«

Sie gab die Tür frei. Ich passierte die Frau als Erster, gefolgt von Suko.

In der Zwischenzeit hatte ich sie mir anschauen können. Ihr Alter lag um die vierzig, vielleicht etwas darunter. Das dunkelblonde Haar war halblang geschnitten und hing bis zu den Ohren herab. Im Nacken wuchsen die Spitzen etwas länger, und sie fielen auch als Fransen in ihre Stirn hinein.

Ein schmales Gesicht mit hellen Augen, einem kleinen Mund und einer etwas blassen Haut. Bekleidet war sie mit einer dunklen Hose und einer weißen, recht langen Bluse, die bis zu den Hüften reichte. Als wärmendes Oberteil trug sie dazu noch eine Weste aus Wildleder.

Nachdem Suko die Tür geschlossen hatte, stellten wir uns namentlich vor und sahen ihr Nicken.

»Aber Sie kommen nicht von hier -oder?«

»Nein, aus London.«

»Aha.«

Mehr wollte sie gar nicht wissen. Das kam mir schon etwas seltsam vor. Jetzt fiel mir auf, dass um ihren Hals eine schmale Kette aus Glasperlen hing. Die schmalen Kugeln besaßen allesamt eine unterschiedliche Farbe, wobei der blaue Grundton bestehen blieb.

»Ich heiße übrigens Janet Olden.« Sie lächelte etwas verlegen. »Leider kann ich Ihnen außer Tee nichts zu Trinken anbieten. Wenn Sie sich damit zufrieden geben können, dann ...«

»Danke, das ist nett«, sagte ich, »aber wir wollen auch nicht zu lange bleiben.«

»Ja, natürlich. Aber wir sollten nicht hier stehen bleiben. Kommen Sie ins Wohnzimmer.«

»Gern.«

Janet Olden ging vor. Sie trug weiche Schuhe, und ihre Schritte waren kaum zu hören. Suko warf mir mit hochgezoge-

nen Brauen einen fragenden Blick zu, denn auch ihm kam das Verhalten der Frau rätselhaft vor, weil sie einfach keine Scheu vor Fremden zeigte, und das zu dieser späten Uhrzeit.

Ihr Wohnzimmer war gemütlich eingerichtet. Etwas rustikal, aber das passte hierher. Die Möbel sahen aus wie selbstgezimmert, und die bunten Teppiche auf dem Holzboden wie von eigener Hand geknüpft. Einen Fernseher sah ich nicht, dafür roch es nach Tee, und es war sehr still, als wir uns gesetzt hatten.

Janet Olden nahm in einem Sessel Platz. Sie saß dort nicht unbedingt entspannt, sondern mehr der Kante hin zugeneigt, und sie schaute uns aus großen Augen an.

»Bitte, was kann ich für Sie tun?«

Mir lag etwas auf dem Herzen, was ich unbedingt loswerden wollte. »Haben Sie keine Furcht, hier in der Einsamkeit zu leben?«

»Nein, Mr. Sinclair.«

»Wir hätten auch zwei Einbrecher oder noch schlimmere Typen sein können?«

Diesmal ließ die Antwort auf sich warten. Mit einem leichten Kopfschütteln deutete Janet sie schon an. »Ich habe Sie beide schon gesehen«, erklärte sie uns. »Ich sah, wie sie kamen, und so wie Sie benehmen sich keine Einbrecher. Dann schaute ich in ihre Augen und war mir sicher, mich nicht getäuscht zu haben.«

»Das, das ehrt uns«, sagte ich lächelnd und merkte Sukos leichte Unruhe, denn er wollte seine Frage loswerden, was auch sehr bald geschah.

»Wohnen Sie eigentlich allein hier, Mrs. Olden?«

Auch jetzt überlegte sie noch und zog die Stirn kraus. Dann sagte sie mit leiser Stimme etwas, das uns schon verwunderte. »Allein eigentlich nicht. Tommy ist noch bei mir.«

»Ihr Mann?«

»Nein, nein, Suko. Mein Sohn. Er ist vierzehn Jahre alt. Wir

haben es uns hier gemütlich gemacht und fühlen uns in der Umgebung eigentlich recht wohl.«

»Ja, das denke ich mir. Hier kann man es auch aushalten, wenn man die Einsamkeit liebt, die allerdings auch gefährlich sein kann«, fügte Suko hinzu.

»Hm. Darf ich fragen, wie Sie das meinen?«

»Nun ja, Sie leben hier. Sie könnten zu einem Opfer derjenigen werden, die hier ...«

»Hören Sie auf, bitte. Sie wollen mir wahrscheinlich nur Furcht einjagen, aber das schaffen Sie nicht.«

»Das hatten wir nicht vor«, sagte Suko, »aber auch wir haben etwas erlebt, über das man nachdenken muss. Wir sind ja nicht grundlos durch den Wald zu Ihnen gekommen.«

Janet Olden schenkte uns ein Lächeln. »Das habe ich mir schon gedacht. Haben Sie vielleicht eine Autopanne gehabt?«

»Nein, das auch nicht.« Suko lächelte völlig harmlos. »Es fing damit an, dass John Sinclair eine Gestalt gesehen hat, die es eigentlich nicht geben kann. Es war ein ... sag du es, John.«

»Ein Spiegelmann. Ein Mensch, der aus Glasscherben bestand. Um den herum auch Lichter waren, sodass die Scherben spiegelten und mich blendeten.«

Janet Olden sagte nichts. Erst nach einer Weile sprach sie weiter. »Und was ist noch passiert?«

»Es gab noch andere.« Ich deutete mit den Händen an, was ich meinte. »Wir sahen einen Menschen in einer Kugel stecken. Er bewegte die Kugel, die sacht über den Boden glitt, und dieser Mensch in der Kugel sah aus wie ein Kobold. Rote Augen, klein, grüne Kleidung, ein rundes Gesicht. Ein richtiger kleiner Spaßmacher, doch mit dem Spaß ist das so eine Sache. Ich weiß nicht, ob wir hätten seine Freunde sein können, Mrs. Olden. Aber das ist noch nicht alles. Es gab zwei weitere Individien, die man unmöglich in das normale Leben einordnen kann, denn sie passen nicht in diesen Kreis hinein. Zum einen ein Geschöpf, dessen Gesicht aussah wie aus Baumrinde

geformt, und zum anderen eine Person, die wohl auf einem Besen durch die Nacht ritt und schließlich auf dem Dach Ihres Hauses hier landete. Das war es, was wir gesehen haben, Mrs. Olden, und wir haben uns nicht geirrt.«

Die Frau sagte nichts. Sie senkte auch nicht den Blick und schaute uns nach wie vor an. Ihre Lippen zuckten einige Male, dann runzelte sie die Stirn und fragte: »Ja, das haben Sie gesehen, meine Herren, aber was soll das bedeuten?«

»Das möchten wir von Ihnen hören.«

Janet Olden hob die Brauen an. »Wahrscheinlich wollen Sie bestätigt bekommen, dass ich Ihre Aussagen unterstütze. Sehe ich das richtig?«

»So ist es. Wir haben uns gedacht, dass Sie uns eine Erklärung geben können«, sagte Suko.

Wieder überlegte Janet. Nur die Bewegungen ihrer Hände verrieten eine gewisse Unruhe, denn die schabten über den Stoff der Hose hinweg. Auch blickte sie an uns vorbei und betrachtete den kleinen Eckkamin hinter unserem Rücken. Dort brannte das Feuer. Hin und wieder hörten wir das Knistern von Holz.

»Nein«, meinte sie schließlich mit leiser Stimme. »Ich kann Ihnen keine Erklärung geben.«

Es war ein einfacher Satz. Trotzdem waren wir hellhörig geworden, denn sie hatte das Wort »ich« besonders betont.

Genau darauf sprach ich sie an. »Sie meinen, Mrs. Olden, dass Sie persönlich uns keine Antworten geben können? Habe ich das so korrekt formuliert?«

»Ja, das denke ich schon.«

»Gibt es denn jemand, der uns weiterhelfen kann?«

Janet Olden ging nicht auf meine Frage ein. Sie überlegte noch kurz, dann fragte sie mit leiser Stimme: »Warum sollte Ihnen jemand weiterhelfen sollen oder können? Sie haben etwas gesehen. Nehmen Sie es doch einfach als gegeben hin, und denken Sie daran, wie vielschichtig unsere Welt sein

kann.«

»Danke, das ist eine Überlegung wert. Aber ich beziehe diesmal die Vielschichtigkeit nicht auf unsere Welt, sondern auf etwas anderes. Möglicherweise auf eine Welt, die hinter der unserigen liegt und normalerweise nicht sichtbar ist.«

»Bitte, wovon sprechen Sie?«

»Ich denke zum Beispiel daran, dass es sich um eine Geisterwelt handeln könnte.«

Janet Olden bewegte ihre Augenbrauen. Dabei presste sie die Lippen zusammen. Suchte sie nach einer Antwort? Wollte sie uns überhaupt eine geben?

Ich wartete nicht darauf, sondern übernahm wieder das Wort. »Die Gestalten, die wir sahen, gehören nicht in unsere Welt, mag diese auch noch so vielschichtig sein. Das sollten Sie wissen, Mrs. Olden. Sie waren anders, verkehrt, und ich will auch nicht unbedingt von einer Geisterwelt sprechen, denn diese Gestalten passen mehr in eine Märchenwelt hinein.«

»Nein, das ist doch«

»Es war nur das, was ich denke, Mrs. Olden, und meinem Freund ergeht es ebenso.«

Sie richtete sich auf, blieb aber sitzen, und ihr Rücken bildete eine Gerade. »Das alles habe ich mir angehört. Ich habe Sie in mein Haus gelassen, und ich habe Ihnen gesagt, dass ich Ihnen nicht helfen kann. Nehmen Sie es doch einfach so hin. Steigen Sie wieder in Ihr Auto oder wo immer hinein und verlassen Sie die Gegend wieder. Sie kommen aus der Großstadt. Sie sind nicht geschaffen für ein Gebiet wie dieses hier. Bitte, glauben Sie mir.«

Keiner von uns wusste, ob sie es ehrlich meinte oder uns etwas vorspielte. Ich tendierte mehr zur Ehrlichkeit, aber ich sah auch, dass diese Frau Probleme hatte, unter denen sie litt. Sie wusste Bescheid, und das Erscheinen der Gestalten hing möglicherweise irgendwo auch mit ihr zusammen, aber sie rückte mit der Wahrheit nicht heraus, und ich glaubte, dass es

ein großer Teil Angst bei ihr war, weshalb sie sich verstockt verhielt. Es konnte auch sein, dass sie jemand anderen schützte, der Bescheid wusste.

»Es tut mir Leid«, sagte Suko, »dass wir Ihnen diesen Gefallen nicht erweisen können. Wir werden uns schon umschauen müssen, denn das Auftreten dieser Gestalten ist alles andere als normal. Wir werden ihnen auf der Spur bleiben.«

»Was haben Sie davon?«

»Eine Lösung, Mrs. Olden. Wir müssen herausfinden, warum etwas so abgelaufen ist.«

»Ja«, sagte sie und bewegte ein wenig hastig ihren Kopf, als sie sich umblickte. »Das mag ja alles stimmen, aber ich kann mich damit nicht anfreunden. Bitte, gehen Sie. Lassen Sie alles so, wie es ist. Das ist eine Sache, die ...«, Janet hob die Schultern, »mein Gott, ich kann Sie auch nicht erklären.«

»Aber Sie wissen Bescheid?«, fragte Suko.

Janet Olden schwieg. Sie presste die Lippen zusammen; das war alles an Reaktion.

Meine nächsten Worte überraschten sie. »Sie sprachen von einem Tommy, der bei Ihnen lebt. Wer ist das? Und wo ist er?«

»Bitte, das gehört nicht hierher. Es ist meine private Angelegenheit, verstehen Sie?«

»Nein und ja. Wir haben hier etwas erlebt, das unbedingt aufgeklärt werden muss. Daran sollten auch Sie sich zumindest in Teilen halten. Der Wind kann sich auch mal drehen. Wer ist Tommy?«

»Mein Sohn«, sagte sie leise.

»Danke, Mrs. Olden.«

»Warum sagen Sie das? Ist das wichtig?«

»Ich denke schon, dass es so ist. Tommy ist also Ihr Sohn, der bei Ihnen lebt. Das Haus ist groß genug, wie ich meine. Wie alt ist Ihr Sohn?«

»Vierzehn Jahre.«

»Dann wird er sicherlich oben schlafen oder einfach nur in

seinem Zimmer sein. Gibt es auch einen Vater, mit dem wir sprechen können?« Ich hatte die Frage schnell gestellt und ging davon aus, dass Janet ebenfalls rasch antworten würde.

»Ja, den gibt es«, sagte sie, »aber den gibt es nicht mehr, wenn Sie verstehen.«

»Ist er tot?«

Ein verloren wirkendes Lächeln huschte über ihre Lippen. »Wenn es das mal wäre«, sagte sie, »dann wüsste ich, wo er liegt. Dann könnte ich sein Grab besuchen. Aber Charles Olden ist verschwunden. Von einem auf den anderen Tag war er plötzlich nicht mehr da. Und ich habe ihn nie mehr gesehen. Ich habe auch nie etwas von ihm gehört. Er kehrte nicht mehr zurück.«

»Wann war das?«, unterstützte mich Suko.

Janet winkte ab. »Es liegt bereits einige Jahre zurück. Ich habe die Hoffnung auch aufgegeben, je wieder etwas von ihm zu hören. Er ist gegangen und nicht mehr zurückgekommen. Er hat mich mit Tommy und dem Haus hier allein gelassen.«

»Und Sie können sich auch keinen Grund vorstellen?«

»Nein, das kann ich nicht. Es gab ja keinen Streit zwischen uns. Keine großen Auseinandersetzungen. Er ging und hat nicht einmal gepackt. Er war dann weg. Ich denke nicht, dass ich die einzige Frau bin, die ein derartiges Schicksal erlitten hat, aber ich habe es zum Glück geschafft, hier im Haus wohnen bleiben zu können, denn hier gehe ich auch meinem Beruf nach.«

»Welcher Beruf ist das?«

»Ich bin Übersetzerin.«

»Gut. Fachliteratur?«

»Nein. Belletristik. Ich kann von meinen Aufträgen recht gut leben, denke ich. So brauche ich keinen Menschen, der meinen Sohn und mich als Verdiener ernährt.«

Das Wort Sohn war für mich das Stichwort, denn von ihm waren wir abgekommen. »Es ist noch nicht so spät, und auch

Vierzehnjährige gehen nicht so früh ins Bett. Können wir mit ihm ein paar Worte sprechen?«

»Nein, nein, das geht nicht.«

»Ist er nicht da?«

»Ja.«

Janet hatte mich bei der Antwort angeschaut und nicht einmal mit der Wimper gezuckt. Auch blieben ihre Augen klar, sodass ich keine Falschheit in ihrem Blick las. Deshalb war ich davon überzeugt, dass sie mich nicht angelogen hatte.

»Er wird doch irgendwann zurückkommen, nicht wahr?«

Janet Olden schluckte. »Ich weiß es nicht. Es kann lange dauern.«

»Die Nacht über?«

»Möglich.«

»Und wo ist er hingegangen?«, fragte Suko. »In den nächsten Ort vielleicht, um dort mit seinen Freunden zu feiern ...«

»Nein, so ist das nicht gewesen.«

»Wo steckt er denn dann?«

Bei den folgenden Worten schaute Janet ins Leere. »Er ist einfach gegangen. Plötzlich war er weg. Nicht zum ersten Mal. Er geht, wenn es dunkel ist und kommt irgendwann wieder.«

»Ohne Ihnen zu sagen, wo er gewesen ist - oder?«

Janet hob die Schultern.

»Bitte, Mrs. Olden, Sie müssen uns helfen. Es ist auch in Ihrem Sinne. Denken Sie daran.«

»Ich kann Ihnen nicht helfen«, murmelte sie. Ihr Blick glitt dabei ins Leere. »Es tut mir wirklich Leid, aber das ist nicht möglich. Mein Sohn will in bestimmten Zeiten für sich sein. Das habe ich auch akzeptiert. Er kehrt immer wieder zurück, und so ist das nicht weiter schlimm, nehme ich an.«

»Was erzählt er denn bei seiner Rückkehr?«, wollte ich wissen.

»Wenig. Meistens nichts.«

Das ist nicht viel, dachte ich und stellte die nächste Frage.

»Kommt er Ihnen verändert vor? Ist er in sich gekehrter geworden oder vielleicht ängstlicher?«

»Das kann ich nicht sagen, Mr. Sinclair. Tommy ist schon immer ein ruhiger Junge gewesen, aber er hat mal davon erzählt, dass er jetzt einiges weiß und dass es Dinge gibt, die ich mir kaum vorstellen kann.«

»Welche genau?«

»Hat er nicht gesagt.«

Suko übernahm wieder das Wort. »Wir haben Ihnen von den vier Gestalten berichtet, die uns im Wald begegnet sind. Hat auch Ihr Sohn darüber gesprochen? Kennt er sie?«

Janet Olden zuckte nur stumm mit den Schultern. Das konnte alles und nichts bedeuten, aber sie präzisierte auch nichts. Sie sagte nichts und schaute ins Leere.

»Sie gehen davon aus, nicht wahr?«

»Ja, das kann sein.«

»Und was ist mit Ihnen, Mrs. Olden? Haben Sie diese ungewöhnlichen Gestalten auch gesehen?«

»Manchmal.«

»Danke, Mrs. Olden. Und wo ist das passiert?«

»Immer in der Nacht.«

»Und immer dann, wenn Ihr Sohn verschwunden war? Oder irre ich mich da?«

»Nein, Sie irren sich nicht. Wenn er ging, erschienen die Gestalten.« Sie atmete scharf ein. »So und nicht anders ist das gewesen. Und jetzt habe ich Ihnen genug gesagt, meine Herren. Schon mehr als es nötig war. Bitte, tun Sie mir einen Gefallen und verlassen Sie das Haus. Ich komme allein zurecht. Das habe ich schon über Jahre hinweg so gehalten.«

»Nein, Mrs. Olden, wir werden nicht verschwinden, auch wenn das Ihr Wunsch ist. Wir bleiben bei Ihnen. Zumindest werden wir uns in Ihrer Nähe aufhalten.«

Zum ersten Mal bekam ihre Gesichtshaut einen rötlichen Schimmer. Die Farbe schoss förmlich hinein. Ich wusste nicht,

ob sie sich ärgerte oder Angst hatte, aber sie schaffte es auch, sehr heftig den Kopf zu schütteln. »Ich will nicht, dass Sie bleiben. Es ist mein Haus! Gut, ich habe Sie hereingelassen, aber mir steht auch das Recht zu, Sie wieder zu verabschieden. Warum sehen Sie das nicht ein?«

»Weil es etwas gibt, um das wir uns kümmern müssen!«, erklärte ich.

»Sie? Warum gerade Sie? Was hat das zu bedeuten?«

Bisher hatten wir ihr keinen reinen Wein eingeschenkt, was uns anging. Das änderte sich, denn ich holte meinen Ausweis hervor und Suko tat es mir nach. Wenig später rutschten die beiden Dokumente über die glatte Platte des Tisches hinweg auf die Frau zu, die sie mit dem Handballen stoppte.

»Was ...was ist das?«

»Lesen Sie bitte«, verlangte Suko.

Janet Olden nahm beide Ausweise hoch, um sie sich anzusehen. Dann schüttelte sie den Kopf, als hätte sie nichts verstanden. Und doch sprach sie das aus, was wir erwartet hatten.

»Sie sind Polizisten von Scotland Yard?«

»Ja.«

Janet schaute mich an. Dann schob sie beide Ausweise wieder zurück. »Es ist hier kein Verbrechen geschehen, um das Sie sich kümmern müssten. Das kann ich versichern. Bitte, Sie ...«

»Wir kümmern uns in der Regel auch nicht um normale Verbrechen«, klärte ich sie auf. »Wir sind praktisch eine 2-Mann-Spezialtruppe, und wir gehen ungewöhnlichen Fällen nach.«

»Ach.« Verwunderung schwang uns entgegen. »Und was sind das für Fälle?«

»Grob gesagt handelt es sich dabei um paranormale Fälle.«

»Ja, ich verstehe. Ich habe schon ein Buch übersetzt, das sich mit diesem Thema beschäftigte. Jagen Sie Geistern oder nicht erklärbaren Erscheinungen hinterher?«

»Das trifft zu«, sagte Suko. »So wird es Sie auch bestimmt

nicht wundern, dass wir über diese seltsamen Gestalten gestolpert sind, die wir auf unserem Weg gesehen haben. Ich will nicht behaupten, dass es Geister gewesen sind, aber unsere Arbeit beschränkt sich auch nicht allein nur darauf. Diese Welt, in der wir uns von Berufs wegen aufhalten, ist oft sehr vielschichtig, und wir denken, dass sie auch hier Einlass erhalten hat, Mrs. Olden. Womöglich durch Ihren Sohn. Verstehen Sie nun, dass wir eigentlich bleiben müssen?«

»Ja und nein, Mr. Suko. Auf der einen Seite sehe ich es ein, auf der anderen nicht.«

»Wir bleiben trotzdem. Und Sie werden sich bestimmt sicherer fühlen.«

Janet Olden senkte den Kopf. »Ja, ich sehe schon, dass es keinen Sinn hat. Aber darf ich fragen, was Sie jetzt zu unternehmen gedenken? Sie werden doch sicherlich nicht hier sitzen bleiben und darauf warten, dass etwas passiert?«

»Nein«, sagte ich. »Sie müssen sich damit abfinden, dass Ihr Sohn vermutlich eine Rolle dabei spielt. Deshalb möchten wir seine Spur aufnehmen, das ist alles.«

»Aber er ist nicht hier. Das wissen Sie doch!« Ihre Stimme klang ärgerlich, und mit einem heftigen Ruck stand sie auf, setzte sich aber gleich darauf wieder hin und entschuldigte sich mit leiser Stimme.

»Das macht nichts, Mrs. Olden. Natürlich glauben wir Ihnen, dass Ihr Sohn sich nicht hier im Haus befindet. Aber wir würden gern mal sein Zimmer sehen, wenn dies möglich ist.«

Jetzt zeigte sie sich wieder erstaunt. »Ja, das ist möglich. Aber warum wollen Sie das?«

»Das will ich Ihnen genau sagen, Mrs. Olden. Oft findet man in dem Zimmer eines Menschen Hinweise auf ihn. Auf sein Verhalten, auf Gründe und Motive. Es kann sein, dass wir eine Spur finden, die uns zu seinem Aufenthaltsort bringt.«

»Ja, möglich, aber ich glaube nicht daran.«

»Trotzdem möchten wir das Zimmer gern sehen!« Ich blieb

dabei.

Janet spielte auch mit. Sie stand langsam auf, schaute noch zu den beiden Fenstern, aber dahinter war nichts zu sehen, abgesehen von der Dunkelheit. Dann ging sie um den Tisch herum auf die Tür zu. »Darf ich vorgehen?«

»Bitte.«

Suko hielt mich zurück, um Distanz zwischen uns zu bekommen. »Traust du ihr?«, fragte er flüsternd.

»Was soll ich sagen? Sie macht einen kooperativen Eindruck, sage ich mal.«

»Richtig. Nur werde ich den Eindruck nicht los, dass Sie uns etwas verschweigt, und genau das finde ich nicht gut. Wie gesagt, ich habe keine Beweise, ich verlasse mich da eben auf mein Gefühl.«

»Okay, wir warten es ab.« Ich lächelte. »Der Mann ist verschwunden und jetzt auch der Sohn. Ein wenig viel, finde ich auch.«

»Eben, John. Und wie eine Trauernde kommt mir Janet Olden auch nicht vor...«

Tommy Oldens Zimmer lag oben, und so lernten Suko und ich Teile des Hauses kennen, das auch von innen nicht gerade repräsentativ wirkte, sondern verwinkelt gebaut war. Dazu passte auch die recht schmale Treppe, über die wir hinaufstiegen. Kleine Fenster, manchmal schon in der Größe von Bullaugen, dazu leicht schiefe Wände mit alten Tapeten.

Wir erreichten einen Flur, in dem wir uns kurz umschauten. Janet stand bereits vor einer hellen Holztür und hatte eine Hand auf die Klinke gelegt.

»Hier ist es.«

Wenig später konnten wir eintreten, und Janet Olden schaltete das Licht ein, das einen kleinen Raum ausleuchtete, der

allerdings normal hohe Wände besaß und keine schrägen.

Ein schneller Rundblick reichte aus, um zu erkennen, dass hier jemand lebte, der gern las. Natürlich fehlte der Computer nicht, auch die Glotze war vorhanden und eine Musikanlage, aber in der Regel überwogen die Bücher, die mehrere der hellen Regale füllten, in denen sie nicht ordentlich zusammenstanden, sondern auch schräg und manchmal auch auf dem Boden lagen. Sowohl auf dem der Regalbretter als auch auf dem Fußboden. Sogar auf dem Schreibtisch sah ich ein Buch liegen.

»Hier ist Tommys Reich«, erklärte uns die Frau. »Schauen Sie sich bitte um. Ich denke nicht, dass Sie etwas Verdächtiges finden.«

»Daran haben wir auch nicht gedacht«, klärte ich sie auf. »Es geht uns um andere Dinge.«

»Um welche denn?«

»Hinweise nur. Keine verdächtigen Indizien.«

»So direkt sehe ich den Unterschied nicht, Mr. Sinclair. Aber Sie sind der Polizist.«

Suko beschäftigte sich bereits mit der Bücherwand, und ich lenkte meine Schritte auf den Schreibtisch mit dem Computer zu.

Die Tastatur war etwas nach rechts geschoben worden, um Platz für ein Buch zu schaffen. Es lag dort, als wartete es nur darauf, aufgeschlagen zu werden, und genau das wollte ich übernehmen.

Mein Blick fiel auf den Umschlag. Pappkarton, aber dunkelgrau eingefärbt. Einen Titel entdeckte ich nicht, und so schlug ich den Buchdeckel zurück.

Dann las ich den Titel.

Bilderbuch der Märchen!

Ich schüttelte den Kopf, weil ich mir im ersten Moment keinen Reim darauf machen konnte, aber ich nahm das Buch in die Hand und blätterte einige Seiten durch.

Es war interessant, denn es bestand nicht nur aus Bildern, sondern auch aus Texten zu den Abbildungen. In diesem Buch waren nicht nur europäische Märchen kurz angerissen worden, sondern auch welche aus Afrika und Asien. Die Abbildungen, die ich dort entdeckte, passten schon mehr in die Gruselkiste hinein. Oft waren Monster und Mutationen zu sehen. Menschen mit Schweineköpfen sah ich ebenso wie Riesenvögel oder einäugige Riesen. Seeungeheuer waren vertreten, Dschinns ebenfalls, und Suko, der gesehen hatte, wie intensiv ich las, war neben mich getreten und schaute mir über die Schulter hinweg. So las und schaute er mit.

»Nun? Was gefunden?«

»Nein und ja.«

»Die Gestalten, die wir gesehen haben, befinden sich nicht unter den Abbildungen - oder?«

»Zumindest habe ich sie nicht gesehen.« Auch nach zwei Minuten waren sie mir nicht unter die Augen gekommen. So klappte ich das Buch zu und legte es wieder auf den Schreibtisch zurück, bevor ich mich an Janet Olden wandte, die nur zugeschaut und kein einziges Wort gesprochen hatte.

»Kennen Sie das Buch, Mrs. Olden?«

Sie hob die Schultern an. »Nun ja, kennen ist zuviel gesagt. Ich ...ich ...habe es mal durchgeblättert.«

»Aber Ihren Sohn muss es fasziniert haben.«

»Ja, das mag sein. Schauen sie sich um. Er hat sich schon immer für Bücher interessiert.«

»Und hat dabei einen ganz besonderen Geschmack entwickelt«, erklärte Suko. »Zumindest die Bücher, die ich mir im Regal angesehen habe, drehten sich fast immer um das gleiche Thema. Sie beschäftigen sich mit Märchen, Sagen, Legenden. Auch reine Fantasy-Bücher habe ich gesehen. Da hat sich wohl Ihr Sohn seine eigene Welt geschaffen, meine ich.«

»Ich bin ja froh gewesen, weil er sich mit Büchern mehr beschäftigt als mit dem Computer.«

»Kann ich mir denken«, sagte ich. »Was ist mit Ihnen? Haben Sie auch mal in Tommys Bücher hineingeschaut?«

»Nein. Oder nur selten. Ich übersetze, und manchmal habe ich die Nase voll von Büchern.«

»Ja, das ist verständlich«, erklärte ich und stellte die nächste Frage. »Ist Ihr Sohn ein Träumer?«

»Wie bitte?«

»Ganz einfach. Ich meine, lebt er nur in seiner Welt?«

Janet senkte den Kopf. »Wenn Sie es so sehen, dann haben Sie Recht. Das Wort Träumer stimmt vielleicht nicht ganz. Tommy ist ein Einzelgänger, der sich selbst genug ist. Ich habe ihn oft gebeten, sich Freunden anzuschließen, doch er hat nicht auf mich gehört und blieb lieber für sich. Und zwingen konnte ich ihn nicht.«

Ich deutete auf das Buch. »Hat Tommy stets daran geglaubt, was er las?«

»Keine Ahnung, Mr. Sinclair. Darüber habe ich mit ihm nicht gesprochen. Das heißt, ich gab es nach einigen Versuchen auf. Tommy wollte mit seiner Literatur allein bleiben.«

»Und jetzt ist er auch allein?«

»Ja.«

»Im Wald?«

»Ich weiß nicht, wohin er gegangen ist.«

Verdammst noch mal, warum konnte ich dieser Frau nicht alles glauben? Auch Suko machte auf mich den Eindruck, als hätte er, Schwierigkeiten, sich an die Reaktionen der Frau zu gewöhnen. Er schaute sie ziemlich misstrauisch von der Seite an, was sie aber nicht bemerkte.

»Wollen Sie noch andere Räume hier im Haus sehen?«

»Das könnte ...«

Die nächsten Worte wurden mir vom Mund gerissen, denn wir hatten ein Geräusch gehört. Über uns, sogar ziemlich direkt. Es war ein Kratzen und Poltern zu hören, als hätte jemand einige schwere Steine auf dem Dach ausgekippt.

Ich blickte Janet Olden an.

Sie gab mir eine Antwort, ohne dass ich sie etwas gefragt hatte. »Tut mir Leid, aber ich weiß nicht, was es ist. Ehrlich nicht. Da habe ich keine Ahnung.«

»Jemand ist auf dem Dach«, sagte Suko.

Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, da war er schon an einem der beiden Fenster und zerrte es auf.

Das zweite Fenster war ebenfalls frei, und das nahm ich mir vor.

Ehe ich mich drehte, um in die Höhe zu schauen, warf ich einen Blick nach unten, weil ich auch damit rechnete, jemanden im Garten herumlaufen zu sehen, aber ich sah keine der Gestalten, die wir im Wald entdeckt hatten. Und doch fiel mir etwas auf. Es war schwer zu schätzen, in welcher Entfernung der kleine Bau stand, zudem sah ich ihn nur schattenhaft, aber ich ging davon aus, dass es ein festes Gebäude war, in dessen Nähe auch noch Bäume wuchsen.

Im Moment war es unwichtig, denn das Poltern hörte nicht auf und so drehte ich mich um, als ich mich aus dem Fenster gelehnt hatte. Es war keine gute Lage, aber nicht anders zu machen.

Ich rechnete natürlich damit, die Gestalt zu sehen, die auf eine so bestimmte Art und Weise durch die Luft geflogen war, aber ich bekam sie nicht zu Gesicht.

Dafür rutschte etwas über das Dach. Auch die Rinne wurde überwunden, und dann flogen zwei, drei Dachpfannen wie dunkle Geschosse an mir und Suko vorbei und landeten vor dem Haus auf dem Boden.

Kurz danach hörten wir wieder das krächzende und gackern-de Gelächter, und dann erschien dieser flatternde Schatten wieder und huschte in einer schrägen Linie dem Boden entgegen.

Obwohl es nach wie vor dunkel war, konnten wir diese Gestalt besser erkennen.

Ja, es war eine Hexe, die auf einem Besen hockte. Etwas, womit man die Kinder erschreckte. Eine Gestalt, die auch in den Bilderbüchern zu sehen war, immer dunkel gekleidet und mit einem spitzen Hut auf dem Kopf.

Sie huschte nach unten. Der Wind war ihr Freund. Sie lachte und landete im Gras. Bisher hatten wir ihr Gesicht noch nicht zu sehen bekommen, weil alles zu schnell gegangen war. Jetzt aber sahen wir es, oder ahnten es zumindest, denn sie hatte sich auf ihrem Besen gedreht und schaute zum Haus zurück. Dabei beobachtete sie uns, denn sie schien uns wohl nicht zu mögen. Das Gesicht war da, und es hob sich auch von der übrigen dunklen Kleidung ab, denn es schimmerte heller, aber nicht bleich. Ich glaubte vielmehr, einen rötlichen Schimmer gesehen zu haben und fragte mich wirklich, ob es Hexen mit roten Gesichern gab. Oder waren es die Augen, die so leuchteten?

Sie drehte sich auf der Stelle, schickte uns noch mal ein Lachen entgegen und verschwand.

Auch ich drehte mich, ebenso wie Suko. Wir hatten den gleichen Gedanken gehabt und schauten Janet Olden an, die blass und zitternd nahe der Tür stand.

»Haben Sie alles gesehen?«, fragte ich sie.

»Ja, habe ich.«

»Sie kennen ...«

Janet ließ mich nicht ausreden. »Nein, nein, nein, ich kenne nichts. Ich will auch nichts kennen, verstehen Sie?«

Mit ihrer Beherrschung war es vorbei. Ihr Benehmen war nur Tünche gewesen, sie hatte sich zusammengerissen, doch irgendwann war auch für sie Schluss.

Sie lehnte sich gegen die Wand und stützte ihre Stirn gegen die Unterarme.

»Ich schaue mich mal draußen um«, sagte Suko.

»Okay, aber warte auf mich.«

»Natürlich ...«

Er ging und ließ mich mit Janet Olden allein...

Das war kein Spiel mehr. Es war auch keine Schau zu Halloween, und es war längst kein Spaß. Suko wusste, dass er und sein Freund John Sinclair wieder in etwas hineingeraten waren, das mit dem normalen logischen Verstand nicht so leicht zu fassen war. Hier gab es schon tiefer gehende Probleme, die gelöst werden mussten, und sie konnten mit den Märchen und deren Gestalten zusammenhängen.

Können Märchen wahr werden?

Immer schon hatten Menschen davon geträumt. Schlagertexter hatten von den Märchen der Liebe geschrieben und andere Menschen wiederum erlebten die Ziele ihrer Fernreise als Märchenland.

Das alles hatte mit diesem Fall nichts zu tun. Hier hatten die Märchen ihre böse Seite gezeigt, und sie hatten tatsächlich einige der Gestalten entlassen, die darin vorkamen und gezeichnet wurden, um Kinder zu erschrecken.

Böse Märchen mit grausamen Hexen und Waldmännern, Kobolden und einem Spiegelmann, den Suko bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Aber er war sicher, dass er sich hier in der Gegend herumtrieb.

Als er die Haustür erreichte, blieb er zunächst stehen. Er wollte keinen Alleingang durchziehen und auf John Sinclair warten. Aber er wollte dabei nicht im Haus bleiben, denn es war besser, wenn er sich draußen umschaute.

Suko öffnete sehr langsam die Tür. Er blickte in den verwilderten Garten, der ruhig in der Dunkelheit lag. Nichts regte sich auf diesem Areal. Auch die fliegende Hexe war längst in den Schutz des Waldes eingetaucht.

Aber es gab nicht nur sie. Noch drei andere mussten die Gegend unsicher machen. Nach ihnen hielt Suko Ausschau.

Wenn es stimmte, was sein Freund John Sinclair gesagt hatte, dann war der Spiegelmann einfach nicht zu übersehen. Er stand im Licht und ...

Sukos Gedanken brachen ab, denn er hörte ein Geräusch, das von vorn aufklang.

Ein leises Klinnen, ein Schleifen und Singen. Da schabte ein bestimmtes Material übereinander und hinterließ diese hell klingenden Laute.

Für Suko kam nur der Spiegelmann in Frage, der sich ihm näherte. In den ersten Sekunden war der Inspektor noch unsicher, aber dann sah er die Gestalt, die sich auf ihn zubewegte. Hätten die Spiegel oder Scherben nicht geklirrt, dann hätte er ihn kaum gesehen, so aber fiel ihm schon die menschenhohe Gestalt auf, die sich durch die Dunkelheit des Gartens bewegte.

Er war das Ziel!

Suko überkam plötzlich der dringende Wunsch, dem anderen entgegenzugehen zu müssen. Er war das Eisen, der andere ein Magnet. Er konnte nicht anders, er wollte ihn auch endlich aus der Nähe sehen, obwohl er nicht so aussah, wie John ihn beschrieben hatte. Von einem Licht konnte nicht die Rede sein, denn der Spiegelmann war ebenso dunkel wie jeder normale Mensch. Er ging durch das hohe Gras, und die Entfernung zwischen den beiden schmolz zusammen.

Das Klinnen und Klingeln bekam eine andere Lautstärke. Es tönte durch Sukos Ohren. Manchmal war es angenehm, ihm zuzuhören, dann wieder hörte es sich an, als wäre jemand dabei, Glas zu brechen, und das verursachte auf Sukos Körper eine Gänsehaut.

Die Gestalt war jetzt auch besser zu sehen. Bei jedem Schritt bewegten sich die kleinen Spiegel zitternd. Sie waren zwar nicht erhellt, dennoch konnte man von einem matten Funkeln sprechen. Von dem dunklen Schimmern eines grauen Lichts, das die Gestalt vom Kopf bis hin zu den Füßen einhüllte.

Suko blieb stehen. Er war gespannt, ob ihn der andere angreifen würde. Seine Waffe ließ der Inspektor stecken. Er wollte nicht provozieren und nur abwarten.

Noch einen Schritt machte die Gestalt nach vorn. Suko sah sie noch etwas besser, und er konzentrierte sich auf das Gesicht, in dem nichts ruhig blieb, denn bei jeder Bewegung zitterten die kleinen Glasscheiben oder Spiegelstücke hin und her.

Es war Suko zu dunkel. Da die Gestalt nicht von selbst die Initiative ergriff und sich erhellt, musste er den Versuch unternehmen. Das Wesen bewegte sich nicht. Es schien auf etwas zu warten, und Suko bezog es auf sich.

Er schob seine Hand in die Tasche und holte die schmale Leuchte hervor. Noch hielt er sie nach unten, und kein Lichtstrahl durchschnitt die Dunkelheit.

Dann hob er die rechte Hand langsam an. Er bewegte dabei die Augen und versuchte, die Umgebung so gut wie möglich zu durchforsten. Einer stand vor ihm, aber es gab noch drei andere dieser fremden und unheimlichen Märchenwesen.

Er hob den Arm etwas an, er kantete die Hand, er hielt mit der Leuchte auf den Spiegelmann, schaltete sie ein und schickte den dünnen Strahl gegen die Gestalt.

Volltreffer!

Was dann passierte, war nicht eingeplant. Suko hatte nur einen Teil sehen wollen, doch die zahlreichen Spiegel und Glasstücke reagierten völlig anders.

Sie explodierten in einer blendenden Helligkeit, und in der folgenden Sekunde war Suko wie blind ...

Er konnte es nicht fassen. Das Augenlicht war ihm von einem Moment zum anderen brutal geraubt worden. Obwohl er die Augen weit offen hielt, sah er nichts. Nur dieses verdammte grelle Licht, das so gar nichts mit der Helligkeit zu tun hatte,

die entstand, wenn John Sinclair sein Kreuz aktivierte.

Ich kann nichts sehen! Ich bin blind!

Innerhalb von Sekundenschnelle hämmerten die beiden Sätze durch seinen Kopf. Auch Suko war nur ein Mensch mit all den Empfindungen, die eben einen Menschen ausmachen, und so schoss bei diesem schrecklichen Gedanken Panik in ihm hoch. Er fühlte sich brutal aus der normalen Welt gerissen. Aber er ließ sich nicht zu irgendwelchen Reaktionen hinreißen. Er lief nicht schreiend weg, er zog auch seine Waffe nicht, er schloss nur die Augen und spannte seine übrigen Sinne an, um herauszufinden, was dieser Spiegelmann möglicherweise mit ihm vorhatte.

Er hörte nichts.

Er roch auch nichts.

Es war nichts zu schmecken, nichts zu riechen, aber es veränderte sich etwas. Vor ihm bewegte sich die Gestalt. Suko hörte ein leises Klicken und Singen und dazu noch ein anderes Geräusch. Das allerdings hinter seinem Rücken.

Da schlich jemand näher!

Der Inspektor riss sich zusammen. Das Klingeln schwächte sich ab. Jetzt konnte er sich ausschließlich auf das zweite Geräusch hinter seinem Rücken konzentrieren.

Ja, da schlich jemand näher ...

Scharf saugte Suko den Atem ein. Er musste reagieren, und er wollte dabei locker sein. Die Augen zu öffnen und nach vorn zu schauen, das traute er sich noch nicht, aber er spürte auch kein Brennen darin. Es war ein Vorteil. Vielleicht war die Blindheit auf eine knappe Zeit begrenzt, und genau das war sein sehnlichster Wunsch.

Wer befand sich hinter ihm?

Die Hexe? Der Waldmann oder der Kobold in der Kugel?
Vielleicht alle drei?

Er drehte sich - und genau in den Schlag hinein. Wer da zugeschlagen hatte, wusste er nicht. Der Treffer war verdammt

hart, aber er schleuderte Suko noch nicht zu Boden. Er konnte einiges einstecken und wollte sich auch auf den Beinen halten. Es war jedoch nicht mehr möglich. Suko taumelte zur Seite, er tappte durch das Gras. Zwei, drei, auch vier kleine Schritte kam er weit, dann sackten ihm die Beine weg, und er merkte nicht mal, wie er schwer ins Gras stürzte und bewusstlos liegen blieb ...

Suko war verschwunden, und ich wartete noch immer im Zimmer zusammen mit Janet Olden. Sie hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Sie stand an der Wand, sie weinte, aber sie weinte nicht mehr so laut. Es war mehr ein leises Schluchzen, wobei immer wieder ihre Schultern zuckten.

Ich ließ sie noch in Ruhe. Allerdings beschäftigte ich mich gedanklich mit ihr und kam für mich zu einem Ergebnis. Ich ging einfach davon aus, dass die Frau mehr wusste als sie uns gegenüber zugegeben hatte. Mir war nicht bekannt, unter welch einem Druck sie stand, aber sie war nicht nur eine Frau, sondern auch eine Mutter. Ich glaubte fest daran, dass sie um ihren Sohn Angst hatte, denn er war das Problem, um das sich letztendlich alles drehte. Wenn wir ihn gefunden hatten, würden sich bestimmte Dinge aufklären lassen, die in einem unmittelbaren oder mittelbaren Zusammenhang mit dem Auftauchen der vier Wesen standen.

Von Suko hörte ich nichts mehr. Ich ging zu den offenen Fenstern und drückte sie wieder zu. Zuvor warf ich noch einen Blick nach draußen. Auch dort hatte sich nichts ereignet. Es blieb finster, und es war auch kein in Licht getauchter Spiegelmann zu sehen, der vom Wald her über die Wiese schlich.

Als ich mich wieder drehte, war das Schluchzen verstummt. Zwar stand Janet Olden noch immer an der gleichen Stelle, aber sie weinte nicht mehr und schien darauf zu warten, dass

ich zu ihr kam und mit ihr sprach.

Mit leisen Schritten näherte ich mich der Frau und legte ihr behutsam die Spitzen der Finger auf die Schultern. Sie zuckte nicht zusammen, und das betrachtete ich schon als Vorteil.

»Janet«, sagte ich leise. »Bitte, Janet, wir sollten miteinander reden. Natürlich nur, wenn Sie nichts dagegen haben. Aber wir sollten schon das gegenseitige Vertrauen aufbauen, das für uns sehr wichtig ist. Sie sollten wissen, dass ich Ihnen nichts will. Ich akzeptiere Sie so wie Sie sind, und Sie werden von mir auch keinen einzigen Vorwurf hören.«

Ich war gespannt, wie meine Worte gewirkt hatten, und musste einige Sekunden warten, bis ich ihr Nicken sah. Dann drehte sie sich um, sodass sie mich anschauen konnte.

»Ich ...ich ...glaube, ich habe alles falsch gemacht«, sagte sie mit einer Stimme, in der noch das Weinen nachklang. »Aber es kam so plötzlich über mich. Bitte ...ich ...ich entschuldige mich dafür, aber es ging wirklich nicht anders.«

»Was meinen Sie damit, Janet?«

»Dass ich mich so dumm verhalten und zu heulen begonnen habe.«

»Um Himmels willen, Sie dürfen sich keine Vorwürfe machen. Es war eine normale Reaktion. Am besten ist es, wenn Sie sich setzen.«

Das tat sie auch, und ich merkte nach einem Schütteln der Kanne, dass sich noch Tee darin befand. Zudem stand eine Tasse bereit, in die ich den Tee einschenkte. Auch wenn er kalt war, würde er ihr gut tun.

»Danke, Mr. Sinclair«, flüsterte sie. Danach führte sie die Tasse mit beiden Händen zum Mund.

Ich hatte mich in ihre Nähe gesetzt und auch vorgebeugt. Als sie die Tasse abgesetzt und ihre Nase geputzt hatte, sprach ich sie behutsam auf das Thema an.

»Sie wissen mehr, als Sie meinem Partner und mir gesagt haben, nicht wahr?«

Recht lange blickte sie mich an. »Ja, Mr. Sinclair, das stimmt. Ich weiß mehr.«

»Gut. Aber nennen Sie mich bitte John. Das andere klingt mir einfach zu förmlich.«

»Danke.«

»Was wissen Sie mehr? Und was müssen wir wissen, um den Fall zu einem glücklichen Ende zu bringen?«

Beinahe hätte sie gelacht. Zumindest sah sie so aus. »Glücklich, sagen Sie? Nein, John, da kann ich Ihnen nicht zustimmen. Leider nicht. Man kann diesen Fall zu keinem glücklichen Ende bringen. Dazu ist er erstens zu kompliziert, und zweitens hat sich mein Sohn schon zu tief in ihn hineingewühlt. Tut mir selbst Leid, dass ich Ihnen das sagen muss, aber es ist die Wahrheit.«

»Gut, das akzeptiere ich.« Ich schaute ihr jetzt direkt in die verweinten Augen. »Außerdem gehe ich davon aus, dass Sie wissen, wo sich Ihr Sohn befindet.«

»Ja«, presste sie hervor, »das weiß ich.«

»Damit ist uns schon mal geholfen.«

»Das denken Sie, Mr. Sinclair. Ich kann daran nicht glauben, ehrlich nicht.«

»Ich bin natürlich nicht informiert wie Sie, Janet, doch ich kann mir vorstellen, dass das Verhalten Ihres Sohnes mit dem zusammenhängt, was sich hier an Literatur im Zimmer befindet. Oder liege ich da falsch?«

»Das glaube ich nicht.« Sie pustete eine Haarsträhne weg. »Tommy hat sich schon immer für diese Geschichten interessiert, aber das ist nicht mein Kosmos. Er und sein Vater haben das gleiche Hobby gehabt, das hat sich wirklich vererbt.«

Ich horchte auf. »Moment mal, Janet, haben Sie von Tommys Vater gesprochen?«

»Ja, von Charles, meinem Mann.«

»Der einfach verschwunden ist, wie Sie uns gesagt haben.«

»Nein, nein, so einfach ist er nicht verschwunden. Das war

schon geplant, denke ich.«

»Sehr gut. Dann hat er Sie auch eingeweiht.«

»Nein, das hat er nicht.«

Ich schüttelte den Kopf. »Im Moment ist mir das zu hoch, Janet. Da müssen Sie mir helfen.«

»Er ging weg, das stimmt. Aber er hat sich dann mit meinem Sohn in Verbindung gesetzt, als dieser dem gleichen Hobby nachging wie er. Und die beiden müssen sich blendend verstanden haben, das schwöre ich Ihnen, John.«

»Dann weiß Ihr Sohn, wo sich sein Vater befindet.« Die nächste Frage stellte ich sehr langsam. »Und kann ich davon ausgehen, dass Sie es auch wissen, Janet?«

Sie nickte drei Mal. »Inzwischen können Sie davon ausgehen. Ich habe es akzeptiert. Wohl auch in dem Bewusstsein, dass ich nichts dagegen unternehmen kann. Ich muss es hinnehmen. Und genau das habe ich auch getan.«

»Ist er weit von hier?«

»Nein!«

Die Antwort war zögerlich gegeben worden, und Janet schaute mich mit einem Blick an, der Misstrauen in mir hochkeimen ließ.

»Es ist also nicht weit. Wir beide könnten hingehen und Ihren Mann sowie Ihren Sohn besuchen?«

»Tommy schon.«

»Wo ist es?«

»Hier, hier ganz in der Nähe.« Janet hustete gegen die Hand. »In unserem Gartenhaus.«

Die Erklärung hatte gesessen. Ich war durcheinander, dieser kleine Kosmos kam mir wie auf den Kopf gestellt vor, und ich war zunächst nicht fähig, eine Antwort zu geben.

Dann erinnerte ich mich daran, in der Dunkelheit des Grundstücks ein schwaches Licht gesehen zu haben, und nun wusste ich auch, wo das Gartenhaus ungefähr lag.

Als ich Janet Olden anblickte, sah sie aus wie jemand, dem

eine Frage auf der Zunge lag. Sie traute sich nicht, sie mir zu stellen. Sicherlich hatte sie mein verändertes Verhalten überrascht.

»Waren Sie schon dort, Janet?«

Die Frau brauchte nicht lange zu überlegen. »Früher schon. In der letzten Zeit allerdings habe ich mich nicht hingetraut. Da fürchtete ich mich. Im Gegensatz zu Tommy. Er ist immer hingegangen. Nicht jeden Tag, sondern alle vier Wochen hat er seine Besuche dort abgestattet.«

»Warum das?«

»Immer bei Vollmond.«

»Aha ...«

Janet fühlte sich aufgefordert, weiterzusprechen. »Das muss eine besondere Phase sein. Davon hat er auch gesprochen. Da kommen die anderen Kräfte dann frei, verstehen Sie?«

»Kann sein.«

Sie wechselte das Thema. »Tommy hat immer in seiner Welt gelebt. Darin ist er regelrecht eingetaucht. Da hat er sich auch sehr wohlgefühlt. Er war immer glücklich und hat mir erzählt, dass Märchen wahr werden können. Oder zum Teil. Und die Schuld daran, wenn man das überhaupt sagen kann, trug sein Vater. Er ist ja nicht anders gewesen«, fuhr sie mit leiser Stimme fort. »Charles ist ein Einzelgänger, der für sich gelebt hat. Es war nur wichtig, dass ich ihm einen Sohn gebar. Das ist passiert, und dann hat er sich zurückgezogen. Er ist verschwunden und haust seit dieser Zeit in unserem Gartenhaus. So habe ich es gehört, obwohl ich es mir nicht vorstellen kann.«

»Das ist tatsächlich schwierig.«

Damit hatte ich der Frau ein Stichwort gegeben. »Ja«, sagte sie, »ich weiß nicht mal, wovon er lebt. Wovon er sich ernährt. Das ist mir alles so suspekt. Das will nicht in meinen Kopf hinein.«

»Haben Sie nie daran gedacht, von hier wegzuziehen, Janet?«

»O ja, das habe ich. Aber fragen Sie mal meinen Sohn. Tommy hätte sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt. Das hätte er niemals zugelassen, wenn Sie verstehen.«

»Stimmt auch wieder.«

Die Frau hob die Schultern. »Und was werden Sie jetzt unternehmen, John? Sie müssen etwas tun, oder?«

»Natürlich. Ich werde mir das Gartenhaus mal von innen anschauen und Ihren Sohn suchen. Aber auch Ihren Mann. Etwas anderes bleibt mir nicht übrig. Und dann gibt es noch vier ungewöhnliche Gestalten, deren Existenz mir auch nicht klar ist. Denen will ich ebenfalls einen guten Abend wünschen.«

»Aber das ist gefährlich, John.«

»Daran bin ich gewöhnt. Mein Leben gleicht oft dem Tanz auf dem Vulkan. Bisher habe ich Glück gehabt. Ich hoffe, dass mir der Schutzengel auch weiterhin zur Seite steht.«

Janet nickte. »Ja, das hoffe ich auch für Sie«, flüsterte sie dann. »Es muss einfach etwas passieren.«

»Sie sagen es.«

»Aber ich bleibe hier, John.«

»Das möchte ich Ihnen auch geraten haben. Sie dürfen sich draußen nicht blicken lassen. Das ist nicht Ihre Welt. Bei mir liegen die Dinge anders.«

Ich war schon an der Tür, da hörte ich ihre leise Frage. »Haben Sie sich schon mal vorgestellt, John, wie mein Mann nach all den Jahren aussehen könnte?«

Ich blickte zurück. »Nein, darüber habe ich nicht nachgedacht. Es ist jedoch alles möglich, Janet. Auch mit Hilfe einer anderen Welt, daran müssen Sie auch denken.«

»Ja, das ist wohl wahr. Denken Sie bitte daran, dass Tommy für mich sehr wichtig ist. Alles andere ist zweitrangig. Ich möchte nur Tommy zurückhaben.«

»Sie werden ihn bekommen.«

Nach dieser Antwort verließ ich das Zimmer. Ich hatte mich

der Frau gegenüber optimistisch verhalten. Ob sich dieser Optimismus auch auszahlen würde, das wollte ich mal dahingestellt sein lassen.

Draußen empfingen mich die Dunkelheit und die Stille der Nacht. Das aus den Fenstern streuende Licht reichte nicht weit. Es verteilte sich kaum auf dem Boden.

Ich dachte noch über das Gespräch nach und war davon überzeugt, dass es Tommy geschafft hatte, mit seinem Vater Kontakt aufzunehmen. Er war bei ihm, er würde mit ihm sprechen, und er würde ihn natürlich zu Gesicht bekommen.

Aber wie?

Als Mensch? Als Monster? Als ein Wesen, das in zwei Welten zugleich existieren konnte? Das es geschafft hatte, die Tür zu einer anderen Welt zu öffnen?

Es war alles möglich, und ich merkte, wie es in meinen Fingerspitzen leicht kribbelte. Ich blieb stehen, weil mir plötzlich etwas eingefallen war.

Ich hatte Suko nicht gesehen!

Okay, ich hatte nicht unbedingt damit rechnen können, dass er auf mich wartete. Er musste zum Gartenhaus gegangen sein und war mir so voraus. Es hielten sich auch keine anderen Gestalten in der Nähe auf. Die Märchenfiguren hatten sich ebenfalls zurückgezogen und konnten möglicherweise ihr Ziel erreicht haben.

Ich verbannte sie zunächst aus meinem Kopf, und bewegte mich schneller auf das Gartenhaus zu.

Kein Licht. Ein rund wirkender kleiner Steinbau, der unter der Dunkelheit begraben lag. In seiner Nähe standen Bäume, deren Geäst so etwas wie ein Dach über dem Dach bildeten. Nichts wies darauf hin, dass dieses kleine Haus Besuch erhalten hatte.

Ich erhielt allerdings eine erste Bestätigung, als ich in die unmittelbare Nähe der Tür geriet, und sie nicht verschlossen fand. Sie war nicht mal zugezogen. Der Spalt war so breit, dass

ich ohne Probleme hindurchschlüpfen konnte.

Es war noch immer sehr still. Von Suko war ebenfalls nichts zu sehen. Allmählich machte ich mir Sorgen. Er hätte mir schon einen Hinweis hinterlassen können, aber auch das war schwer, wenn die andere Seite stärker gewesen war.

Da ich nichts aus dem Dunkel vor mir hörte, holte ich meine Lampe hervor und strahlte durch den Spalt in das Innere des kleinen Gartenhauses. Das helle Licht war wie ein Dieb, der sich in die Dunkelheit hineinstahl und sie zum Teil zerstörte.

Viel war nicht zu sehen, und im ersten Moment war ich enttäuscht, weil die künstliche Helligkeit nur über Gartengeräte hinwegstrich und keine Menschen erfasste.

Zu sagen hatte das im Moment noch nichts. Nach wie vor war ich davon überzeugt, dass sich hier etwas Besonderes versteckte. Das Kreuz hatte ich in die Tasche gesteckt, aber ich erlebte noch keine Reaktion.

Vorsichtig schob ich mich in das Innere des Gartenhauses hinein, blieb stehen und hielt den Atem an.

Es war etwas zu hören.

Undefinierbare Geräusche, die nicht in meiner Nähe aufgeklungen waren.

Ich bewegte meine Lampe und ließ den Lichtkegel über den Boden gleiten - bis ich in der Bewegung stockte und genau das sah, was ich vermutet und erhofft hatte.

Es gab eine Öffnung im Boden. Eine Falltür war in die Höhe gezogen worden. Für mich stand fest, dass ich einen Teil des Geheimnisses um das Gartenhaus gelöst hatte, und mein Herz schlug plötzlich schneller. Vor mir lag der Weg nicht nur in die Tiefe. Ich rechnete auch damit, an die Grenzen des normalen Begreifens zu geraten.

Die Lampe störte mich jetzt. Deshalb schaltete ich sie aus und ließ sie wieder verschwinden. Ich hatte mir alles eingeprägt und erreichte auch im Dunkeln den Rand der Öffnung, an der ich stehen blieb und den Kopf senkte.

Ich sah nichts, aber ich bemerkte etwas. Keine strahlende Helligkeit, mehr ein leichthes grünliches Leuchten und durchaus vermischt mit einem hellen Licht.

Und die Stille verschwand. Als ich den Kopf senkte, da hörte ich ein Wispern und Zischeln. Ich bezweifelte, dass es Tiere waren, die diese Geräusche abgaben. Das hatte schon einen anderen Sinn, da mussten Menschen dabei sein.

Vielleicht auch Suko.

Mit diesem Gedanken stieg ich über die Treppe hinab in die Tiefe ...

Zwei Mal war Suko außer Gefecht gesetzt worden. Das zweite Erwachen allerdings war schlimmer. Da hatte ihn der Schlag nicht im Rücken erwischt, sondern im Nacken, und es dauerte auch länger, bis er sich wieder einigermaßen zurechtfand, aber trotzdem nicht erkennen konnte, wo er sich denn nun befand.

Er lag, das war zu spüren. Während durch seinen Kopf die Schmerzen stachen, versuchte er herauszufinden, was ihn in diese ungewöhnliche Lage gebracht hatte. Er lag nicht auf dem Rücken, er saß irgendwie auf einem nachgiebigen Boden, was ihn wunderte, denn damit konnte er nichts anfangen.

Und wenn er sich bewegte, dann bewegte sich der Boden gleichzeitig mit. Er gab leicht nach. Er schwankte. Der Vergleich mit Gummi oder einem ähnlichen Material fiel ihm ein.

Vom Nacken hinab bis zum letzten Wirbel zogen sich die Schmerzen hin. Warum sie ihren Weg auch in seinen Kopf gefunden hatten, konnte er nicht sagen, jedenfalls waren sie da und beeinträchtigten ihn stark. Aber Suko wäre nicht Suko gewesen, hätte er nicht dagegen angekämpft und darum bemühte er sich mit allen Kräften.

Bevor er dazu kam, etwas zu unternehmen, musste er sich mit

seiner Lage abfinden. Er öffnete sehr vorsichtig die Augen und war zunächst froh, nicht von einem hellen Lichtschein getroffen zu werden, denn um ihn herum war es gerade so hell, dass er gewisse Dinge durchaus wahrnehmen konnte.

Leider auch etwas verzerrt. So sah er seine Umgebung verschoben, als würde er durch ein Fenster schauen, dessen Glas nicht plan und uneben geschliffen war.

Gestalten. Ein Junge. Ein Skelett? Auch eine uralte Frau mit einem roten Gesicht und eine gekrümmte Gestalt, deren Haut aussah als bestünde sie aus Rinde.

Dann blickte er nach vorn.

Zugleich erreichte ihn das Kichern!

Suko zuckte zusammen, weil es in seiner unmittelbaren Nähe aufgeklungen war. Als er hinschaute, bemerkte er die grüne Gestalt, die so nahe bei ihm war, dass er nur den Arm auszustrecken brauchte, um sie anzufassen.

Es war der Kobold!

Suko sagte nichts. Er atmete nicht einmal, als er diese Gestalt vor sich hocken und zugleich stehen sah, denn mit dem Stehen hatte er seine Probleme.

Es steht sich schlecht in einer Kugel!

Genau da war ihm klar, wo er sich befand. Eingeschlossen in der Kugel des Kobolds, der im Moment alle Trümpfe in Händen hielt und ihn mit seinem breiten Maul anlächelte. Im Gesicht schillerten die rötlichen Augen, er blies seine Wangen auf, zog sie wieder zusammen, blies sie erneut auf und beschoss dann den sitzenden Suko mit einigen seiner Kugeln, die er aus dem Mund spie.

Dabei fing er an zu kichern, schüttelte den Kopf und hüpfte auf der Stelle auf und ab, als würde ihm das Leben einen wahnsinnigen Spaß bereite. Suko war von den Kugeln getroffen worden, was er nicht als tragisch empfunden hatte. Er wollte dem Kobold diesen harmlosen Spaß lassen. Für ihn war wichtiger, sich aus seinem Gefängnis zu befreien, denn er

wollte nicht ewig in der verdamten Kugel bleiben.

Auch wenn er nicht fit war, er fühlte sich gut genug, um einen Ausbruchsversuch zu starten, winkelte noch in seiner sitzenden Haltung die Arme an und stieß mit den Ellenbogen permanent zu, um die innere Haut der Kugel zu testen.

Es klappte nicht. Der Widerstand war einfach zu groß. Er schaffte es nicht, sie zu zerstören, denn seine Arme schnellten immer wieder zurück. Er hätte auch ebenso gut gegen eine Gummiwand schlagen können.

Der Kobold schaute ihm zu und hatte seinen Spaß, denn er begann plötzlich zu tanzen. Suko fand das Auf und Ab der Kugel nicht lustig. Er wurde durchgeschüttelt, und die Stiche in seinem Kopf explodierten, sodass er das Gefühl hatte, sein Schädel würde zerplatzen. Das widerliche Lachen des Kobolds war für ihn wie eine Folter. Er hätte die Gestalt am liebsten gepackt und ihr die Kehle zusammengedrückt, um den Kobold dann aus der Kugel zu schleudern.

Suko hatte die Kontrolle über seinen Körper verloren. Was außerhalb der Kugel passierte, bekam er wie kurze Schnitte mit, wenn die Bilder immer wieder erschienen. Ansonsten geriet er in ein völliges Durcheinander. Die Bewegungen der Kugel machten mit ihm, was sie wollten. Er wurde mal nach rechts, dann nach links geschleudert, auch in die Höhe, rutschte zurück, überschlug sich, und der grüne Kobold mit den roten Augen führte auch weiterhin seinen Tanz in der Kugel auf, die er wirklich meisterhaft beherrschte.

Suko wollte sich das nicht länger gefallen lassen. Er musste etwas dagegen unternehmen und diesem verdamten Kugel-Gefängnis entwischen. In seinem Kopf hatte sich bereits ein Plan festgesetzt. Die Waffen hatte man ihm nicht abgenommen, aber er war kein Mörder. Er wollte den Kobold nicht mit einer Silberkugel töten, wichtig für ihn war zunächst seine Befreiung.

Suko ging davon aus, dass hier dunkle Magie ihre Fäden

gezogen hatte, und danach richtete er sich. Magie konnte er mit Magie bekämpfen. Er brauchte dabei nicht mal seine Pistole einzusetzen, denn er besaß noch die Peitsche.

Kaum war der Gedanke in ihm hoch gezuckt, hatte er die Dämonenpeitsche schon aus dem Gürtel gezogen. Er schlug im Sitzen schnell und geschickt den Kreis, sodass die drei Riemen die Öffnung verlassen konnten.

Sie rutschten hervor, und Suko sorgte dafür, dass sie den inneren Rand der Kugel noch nicht berührten. Er ließ sie darüber hinwegschweben und auch schwingen.

Dabei stellte er fest, dass die Bewegungen der Kugel nachließen. Zwar kam sie nicht zur Ruhe, aber sie schwang aus. Solange wollte Suko nicht warten, denn er wusste nicht, was dieser verdammte Kobold selbst mit ihm vorhatte.

Er war neugierig. Breitbeinig stand er vor Suko. Das eigenartige Licht umgab ihn wie zahlreiche kleine Staubkörner, die durch die Luft flirrten. Sein Mund zuckte ständig auf und zu. Er kicherte zudem, und die Augen glänzten.

Suko sprach ihn an. »Dann schau mal her, du kleiner Witzbold. Jetzt bin ich an der Reihe.«

Wahrscheinlich hatte ihn der Kugel-Kobold nicht verstanden. Er schüttelte seinen Kopf, gab seltsame Laute ab, die an ein Quietschen erinnerten, wollte wieder hüpfen, doch dazu ließ es Suko nicht kommen. Die Kopfschmerzen, die ihn jetzt noch quälten, reichten ihm völlig aus, und deshalb schlug er aus dem Handgelenk zu.

Der Kobold wurde nicht getroffen. Die drei Riemen huschten dicht an ihm vorbei und erwischten die Innenwand.

Suko hörte noch das Klatschen, als sie aufprallten, dann wurde die kleine Welt um sie herum zerstört.

Plötzlich schrie der Kobold auf. Es war kein menschlicher Schrei. Er glich eher einem Zirpen. Zugleich zogen sich die Innenwände der Kugel zusammen wie eine alte Haut. Licht zuckte über sie hinweg, das aussah wie kleine Feuerzungen, die

blitzschnell zubissen und den Kobold erwischten.

Er schrie wieder.

Aber diesmal war er umhüllt von einem grünlichen Flammenvorhang. Er umwirbelte und umtanzte ihn. Suko sah, dass er darin regelrecht zerschmolz, ebenfalls wie die Kugel, in der er sich stets bewegt hatte. Die Figur, die aus einer anderen Welt gekommen war, wurde wieder in diese zurückgeschleudert oder ganz vernichtet.

Suko passierte jedoch nichts. Die Flammen taten ihm nichts. Sie löschten einfach nur den Kobold aus, zerstörten auch die Kugel restlos, und er spürte unter sich den normalen Druck eines ebenfalls normalen Bodens und nicht mehr die Krümmung der Kugel.

Aber es war noch mehr geschehen. Suko kam sich vor wie jemand, der von einem Gefängnis in ein anderes gelangt war, denn er lag nicht mehr im Freien, sondern in einem Verlies, in dem ein seltsames Dämmerlicht herrschte.

Eine Mischung aus geisterhaftem Grün bis hin zu einem schwachen Grau. Geisterfarbe.

Und in dieser Umgebung hielten sich Gestalten auf, deren Anblick Suko staunen ließ ...

Jemand schien die Zeit gestoppt zu haben. So bekam Suko die Gelegenheit, sich umzublicken, ohne dass ihm jemand etwas tat.

Es gab einen Jungen!

Das musste Tommy sein. Er stand vor einer Gestalt, die schrecklich aussah, aber er hatte sich jetzt gedreht, um Suko anzublicken. Die Gestalt, zu der sich der Junge zuvor gewandt hatte, hätte Suko beinahe für eine Kopie des Schwarzen Tods gehalten, bis ihm beim zweiten Hinsehen auffiel, dass deren Skelettkopf nicht schwarz war, sondern die Farbe des normalen

Geb eins besaß.

Das Skelett hockte vor einem Tisch und hielt ein Buch aufgeschlagen in seinen Knochenhänden. Hinter ihm befand sich eine Wand, die an einer bestimmten Stelle einen breiten Riss zeigte, der in seinem gesamten Ausmaß mit alten Büchern gefüllt war.

Suko stach sofort die Parallele zum Zimmer des Jungen ins Auge. Auch dort hatte er viele Bücher gesehen, und hier verteilten sie sich ebenfalls in dem Regal.

Das Skelett war nahe. Dennoch kam Suko es weit entfernt vor. Es war nicht auszuschließen, dass es sich in einer anderen Welt befand, von der ein Tor geöffnet worden war.

Der Inspektor versuchte es mit einem Lächeln, als ihn der Junge anschaute, aber Tommy erwiderte die Geste nicht und presste nur seine Lippen zusammen.

Es standen ja noch drei andere Gestalten in seiner Nähe. Der Spiegelmann hielt sich im Hintergrund, als wäre er derjenige, der zunächst auf einen Befehl wartete.

Andere standen ihm näher.

Die Hexe mit dem roten Gesicht. Ihr Körper war von Lumpen umhüllt. Sie trug sogar ein Kopftuch und passte so perfekt in das Bild hinein, das sich die Menschen immer von ihr gemacht hatten. Und sie war tatsächlich auf einem Besen geritten, aber den hielt sie jetzt fest wie einen langen Stock, auf den sie sich stützte.

Das Gesicht war wirklich hässlich. Eingefallen, knochig, eine dünne Haut, eine gekrümmte Nase, auf der die Warze allerdings fehlte. Dafür malte sie sich auf dem vorspringenden Kinn ab, das sehr eckig wirkte, da die Rundung an seinem Ende völlig fehlte.

Eine rote Haut, die sich veränderte, mal stärker und mal schwächer leuchtete. Aber auch die Hexe tat nichts und beobachtete den Eindringling nur.

Dann gab es noch den Waldmann!

Suko war davon überzeugt, dass der Waldmann ihn zwei Mal niedergeschlagen hatte. Er war jemand, der sich anpassen konnte. Eine menschliche Gestalt, um die sich ein Dress aus Blättern zusammengelegt hatte. Ein Gesicht wie eine alte Baumwurzel mit kleinen, glitzernden Augen. Der Mund war ein Spalt und sah aus, als wäre er in das Wurzelholz geschnitzt worden.

Und die Gestalt war bewaffnet. Die Finger der Hände umklammerten zwei Knüppel. Krumme Stöcke, abgeschnitten von langen Ästen, aber durchaus schwer und verdammt hart, wie Suko es am eigenen Leib verspürt hatte.

Der Waldmann bewegte sich auch. Dabei blieben auch die Blätter seiner Kleidung nicht ruhig, und so entstand ein leises Rascheln.

Suko wusste, dass er als Überraschungsgast in diese Welt hineingeschafft worden war, und er wusste auch, dass die Überraschung noch nicht vorbei war, sonst hätte ihn der Junge nicht aus so großen Augen angestarrt.

Für Suko war der Junge wichtig. Er würde ihm auch erklären können, was hier genau passiert war, und deshalb wandte er sich an ihn.

»Du bist Tommy Olden?«

»Ja, das bin ich.«

»Okay, ich bin Suko.«

»Ich kenne dich nicht.« Die Stimme des Jungen hatte abweisend geklungen. »Was willst du hier?«

»Deine Mutter macht sich Sorgen um dich.«

»Das braucht sie nicht!«, erklärte Tommy bockig.

»Doch, Tommy. Mütter machen sich immer Sorgen um ihre Kinder. Da können die noch so erwachsen sein. Ich hoffe, du hast das verstanden, mein Lieber.«

»Ja, habe ich. Aber ich will es nicht, verdammt. Nein, ich will das nicht einsehen. Es geht mir gut. Ich bin hier, und hier gehöre ich auch hin.«

»Nein, du gehörst nach Hause.«

»Sag nicht so etwas!«, zischte er Suko an. »Hier ist mein Zuhause. Mein neues und mein altes, verstehst du das? Hier fühle ich mich so wohl wie nirgendwo auf der Welt. Ich hasse es, wenn ich nicht hier sein kann. Ich gehöre dazu.«

»Wenn du das sagst. Aber zu wem gehörst du, Tommy?«

Der Junge gab keine direkte Antwort. Er bewegte nur seine Augen und schielte zu dem Knöchernen hinüber.

»Zu ihm?«, fragte Suko erstaunt. Er tat sehr unwissend, obwohl er gewisse Zusammenhänge schon ahnte.

»Ja, zu ihm. Er und ich, wir sind aus dem gleichen Holz, hat er gesagt. Ich habe so viel von ihm, ich bin sein Erbe, und ich werde dieses Erbe auch annehmen.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Es ist dein Vater, nicht wahr? Das Skelett war mal Charles Olden.«

»Genau. Du weißt Bescheid. Wer hat dir das alles gesagt? Meine Mutter?«

»Nein, nicht wirklich. Ich habe nur gewisse Dinge zusammenzählen können, und das ist dann dabei herausgekommen. Ich weiß, dass dein Vater verschwand, doch nicht so wie es deine Mutter angenommen hat. Es gibt ihn noch. Er hat sich nur zurückgezogen -oder?«

»Genau, genau, das hat er. Er wusste, was er tun musste. Er hat sich immer damit beschäftigt. Er hat einen Weg gefunden, um die Gestalten zu erreichen, die er so liebte. Vor langer, langer Zeit hat es hier anders ausgesehen. Hier war ein magischer Ort. Hier fanden Rituale statt, hier sind Geschichten passiert, und es hat jemand gegeben, der diese Geschichten aufgezeichnet hat. So ist ein Buch entstanden. Ein Bilderbuch, das von einer wunderschönen Welt berichtet. Mein Vater besitzt es. Ich habe gesehen, wie er es aufblätterte, und dann konnte ich erleben, dass es all die Gestalten, die in diesem Buch nur als Bilder zu sehen waren, tatsächlich gibt. Den Kugel-Kobold, den Glasmann, den Waldmann und die Hexe.

Aber du gehörst nicht zu uns!« Die Stimme des Jungen erhielt einen trotzigen Klang. »Nein, du gehörst nicht zu uns, denn du bist ein Fremder, ein Eindringling, ein Böser. Und so etwas können wir nicht zulassen. Wir lassen uns unsere Welt nicht zerstören!«

Suko merkte, dass die Lage kippte. Er wollte den Jungen nicht eben zum Feind haben und suchte nach Argumenten, um die Dinge wieder richtig zu stellen.

»Bitte, Tommy, ich will deine Welt nicht zerstören. Nur ...«

»Doch!«, schrie der Junge ihn an. »Das willst du! Ich habe alle vier Wochen die Chance, mit meinem Vater zu reden. Dann kehrt die alte Magie, die es hier schon seit den Zeiten der Druiden gibt, zurück. Da öffnet sich dann das Tor zum Geisterreich, in das auch mein Vater eingegangen ist. Ich werde sehend. Ich bin sein gelehriger Schüler, und ich bin auch sein Erbe. Das alles lasse ich mir nicht zerstören. Es sind meine Geheimnisse, es sind meine Freunde und ...«

Als Tommy anfing zu husten, hatte Suko endlich Gelegenheit, einzugreifen. »Nein, Tommy, so darfst du nicht reden. Es ist keine Welt für dich. Das Buch ist nicht gut. Es ist ein Bilderbuch des Schreckens. Es sind keine guten Märchenfiguren. Wer immer diese Bilder hinterlassen hat, der war für das Böse. Und er will das Böse weitergeben. Bei deinem Vater hat er es geschafft, und bei dir wird es auch versucht, Tommy. Das darfst du nicht vergessen.«

Tommy schüttelte den Kopf. »Sie tun mir nichts. Nein, sie tun mir nichts. Sie sind meine Freunde. Sie beschützen mich. Irgendwann wird die Zeit kommen, in der alle Bilder das Buch verlassen können. Beim nächsten oder übernächsten Vollmond.« Tommy streckte seine Hand aus und wies auf Suko. Sein noch junges Gesicht hatte einen Schatten bekommen und ließ ihn älter wirken.

»Du bist der Böse! Du bist der Eindringling. Du bist gekommen, um alles zu zerstören. Das weiß ich. Ja, das weiß ich.

Aber ich lasse das nicht zu, und mein Vater wird ...«

»Dein Vater ist tot!«

»Nein!«

»Schau ihn doch an. Er ist ein Skelett. Er lebt nicht mehr. Er wird zusammenbrechen. Er ist ein Monster, Tommy! Willst du denn bei einem Monster bleiben?«

Tommy war von den Worten hart getroffen worden. Er wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Er drehte sich zur Seite und schaute seinen Vater an.

»Dad! Daddy! Melde dich. Ich weiß, dass du das kannst. Verlasse das Reich der Geister! Komm zu mir und beschütze mich. Du hast das Buch. Darin sind noch so viele Beschützer und ...«

»Ich glaube nicht, dass dein Vater dir helfen kann!«, meldete sich eine fremde Männerstimme, die Tommy so überraschte, dass er schlagartig verstummte.

Und dann schob sich der fremde Mann aus dem dunkleren Hintergrund mit langsamem Schritten nach vorn ...

Somit hatte ich meinen Auftritt!

Genau bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich gewartet, um möglichst viele Informationen zu bekommen. Es war laut genug gesprochen worden, und so hatte ich jedes Wort verstanden, um Bescheid zu wissen.

Es war hier vor langer, langer Zeit eine Kultstätte gewesen. Ein Tor zum Reich der Geister, die im Paradies der Druiden lebten, hinter dem sich durchaus das Land Aibon verstecken konnte.

Ein Buch war geschaffen worden. Ein Buch mit Bildern der Wesen, die es schon damals gegeben hatte.

Die Hexe, der Kobold, der Waldmann und der Spiegelmann, der in meiner Nähe stand und dessen Glasplättchen leicht

funkelten.

Mein Auftritt hatte Suko und auch Tommy zum Schweigen verdammt. Suko nickte mir zu, denn er hatte mit mir gerechnet, aber Tommy war völlig von der Rolle. Er konnte nicht mehr an seinem Platz stehen bleiben und wichen langsam zurück.

»He, he, wer bist du? Verdammt, du bist...«

»Ich komme von deiner Mutter, Tommy!«

»Du auch?«, schrie er, »du auch?«

»Ja.«

»Was willst du?«

»Dich wieder zu ihr zurückbringen!«

Tommy schüttelte hektisch den Kopf und begann zu schreien. Erst als er diesen Frust losgeworden war, fand er die Worte, die er mir entgegenschrie. »Ich will nicht zurück! Nicht jetzt! Ich komme zu ihr, wann es mir passt. Ich bin bei meinem Vater, und hier bleibe ich auch. Verstanden?«

»Nein, Tommy, dein Platz ist zu Hause!«

Ich sah, dass Suko mir zunickte. Er war bereit, den Kampf aufzunehmen. Die drei Gestalten gehörten nicht in unsere Welt hinein. Sie waren existent und hatten trotzdem keine Berechtigung, existent zu sein. Dieses Tor musste geschlossen werden, denn Tommy sollte von der geheimnisvollen Druidenwelt nicht so geholt werden wie sein Vater. Es war schrecklich für denjenigen, der für alle Ewigkeiten in Aibon verschollen war. So etwas konnte ich nicht zulassen.

Die Hexe drehte sich mir zu. Wahrscheinlich hatte sie mich als gefährlicheren Gegner eingestuft. Dabei trug ich nicht mal mein Kreuz. Es hatte sich auch nicht erwärmt, denn es reagierte nicht auf die alte Druidenmagie.

Dann hörten wir eine Stimme.

Fern und zugleich nah. Sie klang menschlich, aber sie war stark verändert. Sie schien aus einer tiefen Gruft in die Höhe geweht worden zu sein. Dumpf und grollend, von einem leichten Donner unterlegt. Man musste schon sehr genau

hinhören, um sie verstehen zu können.

»Du bist mein Erbe, Tommy, mein Erbe ...«

»Ja, Dad, das bin ich. Und ich werde ...«

Eine Knochenhand schlug eine Seite zurück. Dann noch eine, und plötzlich brauste ein Sturm durch das Verlies.

Ich hörte das Heulen. Ich spürte, wie mich etwas erfasste und um die eigene Achse drehte. Was mit Suko geschah, sah ich nicht, aber ich wurde nicht direkt angegriffen.

Die Faust aus Wind schleuderte mich zurück, bis ich mit dem Rücken gegen die Wand prallte, und dann trat etwas ein, mit dem ich nicht gerechnet hatte.

Charles Olden holte seine Helfer zurück. Er hatte die Seite nach rückwärts geschlagen und damit etwas ausgelöst, gegen das wir uns nicht anstemmen konnten.

Die Hexe, der Spiegelmann und auch der Waldmann verloren den Kontakt mit dem Boden. Wie Puppen wurden sie in die Höhe geschleudert und wirbelten durch das düstere Verlies.

Sie huschten an Tommy vorbei, der seine Arme angehoben hatte, aber nicht um sich zu schützen, sondern um diejenigen festzuhalten, die ihm entwischen wollten.

Er griff zu, aber griff ins Leere. Dabei drehte er sich auf der Stelle und rief immer wieder: »Nein, nicht. Bitte nicht. Nein, nein, bleibt doch hier ...«

Diesen Gefallen taten sie ihm nicht. Im Gegensatz zu uns konnten sie die unsichtbare Grenze überschreiten und huschten auf das Skelett im schwarzen Umhang und mit dem schwarzen Hut zu.

Sie umwirbelten seinen Kopf und auch den Stuhl mit den Knochenköpfen auf der Rückenlehne, der mich an den Knochensessel erinnert hatte, dann sackten sie zusammen, wurden noch kleiner und hatten ihr Ziel gefunden.

Sie tauchten wieder ein in das aufgeschlagene Buch, das sofort danach mit einem harten Geräusch zugeschlagen wurde.

Es gab nur noch das Skelett!

Ich wollte es haben, doch es war zu spät. Auch Suko, der näher stand als ich, schaffte es nicht mehr. Er hielt nur Tommy umklammert, der seinen Widerstand aufgegeben hatte und auch nicht mehr mit den Füßen um sich trat.

Es gab noch die Wand!

Aber es gab keine Bücher mehr. Es gab auch keinen Charles Olden und kein Bilderbuch des Schreckens.

In das Verlies unter dem Gartenhaus war wieder die Normalität zurückgekehrt.

Aber ich bezweifelte, dass dies alles gewesen war ...

Wir nahmen Tommy in unsere Mitte und gingen zurück zum Haus. Suko musste jetzt, da die Spannung vorbei war, wieder mit seinen Schmerzen fertig werden, die ihn schon malträtierten, denn nicht grundlos verzog er immer wieder den Mund.

Ich hatte versucht, Tommy anzusprechen, aber keine Antwort von ihm bekommen. Hin und wieder redete er doch. Dann sprach er davon, dass sein Vater nicht tot war, dass er zurückkehren würde, um ihn als seinen Erben einzusetzen.

Natürlich war Janet Olden heilfroh, als wir ihr Tommy zurückbrachten. Sie schloss ihren Sohn in die Arme, der alles mit sich gefallen ließ, aber dabei sehr steif blieb. Mit seinen Gedanken war er ganz woanders, das stand auch für uns fest.

»Bitte, Tommy, du bist jetzt hier und ...«

»Lass mich, Mum. Ich will auf mein Zimmer.«

Janet schaute uns an und erntete nur Schulterzucken. Mehr konnten wir nicht tun.

»Lass mich auf mein Zimmer!«

»Aber du ...«

»Bitte, Mum!«

»Lassen Sie ihn, Janet«, sagte ich.

Sie löste sich von ihrem Sohn. »Wenn Sie das meinen, ist das

wohl am besten.«

Tommy rannte weg. Wir hörten, wie er die Treppe hochpolterte. Dann gingen wir tiefer in das Haus hinein. Suko erkundigte sich nach dem Bad, und Janet wies ihm den Weg.

Ich wusste, was mein Freund vorhatte. Er würde sich einen kalten Umschlag machen und wenigstens etwas gegen seine Kopfschmerzen tun. Die Wärme im Wohnzimmer tat mir gut und auch die Umgebung. Janet Olden wusste nicht, was geschehen war, und fragte mit leiser Stimme: »Was ist denn alles passiert? Ich ...ich ...fasse das nicht...«

»Setzen Sie sich bitte.«

»Ja, natürlich.«

»Es ist etwas geschehen, Janet, das man nicht erklären kann. Zumaldest nicht so, wie man sich mit einem normalen Problem auseinandersetzt. Es geht um Ihren Mann.«

»Und? Er ist doch tot...?«

Ich wiegte den Kopf.

»Nicht?« Sie riss ihren Mund weit auf.

»Am besten wird es sein, wenn Sie mir einfach zuhören und dann Fragen stellen.«

»Ja, gut, das mache ich.«

Ich fing an zu reden, und Janet hörte mir zu. Je länger ich sprach, um so mehr geriet sie ins Staunen, und sie schüttelte immer wieder den Kopf, aber sie hielt ihr Versprechen und stellte keine Zwischenfragen. Aber sie begann zu weinen, flüsterte einige Male den Namen ihres Gatten und auch den ihres Sohnes.

Suko war inzwischen zu uns gekommen. Um seinen Nacken hatte er ein feuchtes Handtuch gelegt, und als ich meine Worte ausklingen ließ, das sagte Janet zunächst gar nichts.

Ich ließ sie auch in Ruhe, denn so etwas, was sie erfahren hatte, musste erst verkraftet werden.

Erst nach einer geraumen Weile raffte sie sich zu einer Bemerkung auf. »Dann...dann ist Charles gar nicht tot?«

»Nun ja, nicht so wie Sie denken.«

»Er lebt also!«

»Nein, Janet. Er lebt nicht so, wie man es eigentlich erwartet. Wie ich Ihnen schon sagte, er ist ein lebendes Skelett. Er kann sich artikulieren. Er weiß, was er will. Er hat Sie verlassen, um den Weg in eine andere Welt zu suchen. Dort ist er dann zu einem Skelett geworden, aber nicht gestorben. Man wollte ihm den Rückweg wahrscheinlich insofern versperren, indem man ihm eben dieses Aussehen gab, mit dem er sich nicht unter die Menschen trauen konnte. Aber er hielt den Kontakt zu den Menschen oder zu einem ...«

»Zu Tommy.«

»Genau. Zu seinem Erben.«

Janet schüttelte den Kopf. »Nein, das lasse ich nicht zu. »Das ...das ...kann ich nicht zulassen. Tommy ist auch mein Sohn. Er wird ihn nicht kriegen. Ich lasse ihn nicht mehr in dieses verdammte Gartenhaus gehen. Noch in dieser Nacht werde ich ein paar Sachen zusammenpacken und mit Tommy wegfahren. Ich habe eine Schwester in Dundee. Dort können wir für eine Weile wohnen und ...«

»Bitte, Janet, nicht so voreilig«, riet ich ihr.

»Wieso denn nicht?«, fuhr sie mich an. »Sollen wir etwa hier in diesem Haus bleiben? Der Horror ist doch da, verdammt! Er... er ... ist nur ein paar Schritte entfernt, und ich weiß nicht, ob es Ihnen gelungen ist, ihn zu zerstören.«

»Tommy wird nicht mit Ihnen gehen, Janet!«, erklärt Suko. »Er steht zu fest zu seinem Vater. Wir haben noch Vollmond. Die Welt ist weiterhin geöffnet. Was vor sehr langer Zeit geschaffen worden ist, kann man nicht so leicht wieder schließen. Es wird auch nichts bringen, wenn Sie mit Tommy verschwinden. Er wird immer wieder darauf zurückkommen, und er wird älter, Janet.«

»Was soll ich denn dann machen?«, rief sie.

»Ruhig bleiben.«

»Toll, das sagen Sie! Aber Tommy ist nicht Ihr Sohn, verstehen Sie? Ein Mensch wie Sie kann nicht fühlen wie eine Mutter, die ihr Kind geboren hat...«

»Das versteh ich«, sagte Suko mit ruhiger Stimme. »Auch John Sinclair und ich möchten, dass Tommy gerettet wird, aber wir wollen ihn für alle Zeiten zurückholen. Er soll nichts mehr mit seinem Vater zu tun haben, verstehen Sie das?«

»Ja.«

»Sehr gut.«

Ihr Kopf ruckte plötzlich vor. »Und wie wollen Sie das bewerkstelligen? Können Sie mir das auch sagen? Was haben Sie vor? Wie wollen Sie das schaffen?«

»Es ist noch nicht vorbei, Janet«, sagte ich. »Die andere Seite wird Tommy nicht so einfach gehen lassen. Deshalb muss man ihr die Macht nehmen, und da werden wir uns etwas einfallen lassen.«

»Aha. Und was?«

»Tommy ist oben, nicht?«

»Ja, ja, er ist oben!«, fuhr mich die Frau an. »Aber das ist nicht meine Schuld. Ich hätte ihn nicht allein gelassen, und ich weiß auch nicht, was in Sie gefahren ist, als Sie das getan haben.« Janet war erregt und wischte eine Haarsträhne aus der Stirn.

»Tommy musste allein bleiben«, sagte ich.

»Das ist ja noch schöner. Wollen Sie ihn etwa als Köder benutzen?«

»Genau!«

Meine Antwort verschlug ihr die Sprache, und so schüttelte sie nur stumm den Kopf. Sie schnappte dabei nach Luft, wischte über ihre Augen. Ich war gefordert, ihr eine Erklärung zu geben.

»Wir müssen das Skelett aus der Reserve locken, Janet. Es hat sich zurückgezogen. Es wird sich um Tommy kümmern, und wahrscheinlich wird es hier im Haus geschehen.«

»Warum das denn?«

»Weil es einfach davon ausgehen wird, dass wir nicht zulassen, dass Tommy noch mal zurück in das Gartenhaus geht. Es bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als von sich aus den Kontakt zu suchen, denn aufgeben will er Tommy nicht.«

»Aha. Das meinen Sie also ...«

»Bitte, auch wenn ich Sie jetzt unterbreche. Tun Sie uns und sich selbst den Gefallen und bleiben Sie hier unten im Wohnzimmer, wenn wir gleich zu Tommy hoch gehen.«

»Wollen Sie ihm etwas antun?«, fauchte sie mich an.

»Nein, das auf keinen Fall, Janet. Wir werden versuchen, ihn von diesem unseligen Fluch zu erlösen. Nicht mehr und nicht weniger. Ich denke, das ist auch in Ihrem Sinn.«

Janet Olden blieb stumm. Wahrscheinlich dachte sie darüber nach, aber sie glaubte bestimmt nicht, dass wir es schafften. Nur blieb ihr keine andere Wahl.

»Wir haben Tommy zu Ihnen zurückgebracht, und wir werden ihn auch von dieser unseligen Verkettung an seinen Vater befreien. Das verspreche ich Ihnen.«

Während der Worte war ich aufgestanden, und auch Suko er hob sich von seinem Platz.

Janet schaute uns stumm nach, als wir das Wohnzimmer verließen ...

Wir gingen sehr leise in die erste Etage zu Tommys Zimmer hoch. Auf der letzten Treppenstufe stellte Suko noch eine Frage. »Glaubst du, dass du mit deiner Vermutung richtig liegst!«

»Das hoffe ich. Und halte deine Peitsche bereit. Ich nehme an, dass sie genau die richtige Waffe ist.«

»Zumindest hat sie den Kobold und die Kugel zerstört.«

Danach sagten wir nichts mehr. Beide standen wir vor der Tür

und neigten jeder ein Ohr gegen das Holz.

Suko zuckte mit den Schultern. Er deutete mir so an, dass er nichts hörte. Bei mir war es das Gleiche.

Da wir schon einmal hier oben gewesen waren, war uns aufgefallen, dass an keiner Seite der Tür ein Schlüssel steckte. So gingen wir davon aus, dass die Tür nicht abgeschlossen war. Ich bückte mich und warf zunächst mal einen Blick durch das Schüsselloch.

Es sah recht gut aus. Der Junge hatte das Licht eingeschaltet, und wenn mich nicht alles täuschte, saß er sogar an seinem Schreibtisch und drehte der Tür den Rücken zu.

Es gehört sich zwar, dass man irgendwo anklopft, wenn man ein Zimmer betritt, aber in diesem Fall setzten wir uns über die Regeln hinweg. Suko drückte die Tür so leise wie möglich nach innen, und wir warteten auf eine Reaktion des Jungen.

Die erfolgte nicht.

Er blieb vor seinem Schreibtisch sitzen. In einer Haltung, die darauf hindeutete, dass er las oder sich mit etwas beschäftigte, was auf dem Schreibtisch seinen Platz gefunden hatte.

Mit einem leisen Räuspern machte ich mich bemerkbar und sprach danach seinen Namen aus.

»Tommy?«

Der Junge zuckte leicht zusammen. »Hau ab!«

»Nein, Tommy, wir bleiben. Es ist in deinem Sinne. Du gehörst nicht auf die andere Seite. Dein Platz ist hier in der Welt. Der alte Fluch hat schon Opfer gekostet, und dabei wird es bleiben. Deine Mutter ist für dich wichtig und nicht der Vater, der einen anderen Weg eingeschlagen hat. Das solltest du langsam kapiert haben.«

Er fuhr auf seinem Stuhl herum und schaute uns böse an. »Haut endlich ab. Kümmert euch nicht um mich, verflucht! Ich will euch nicht sehen. Habt ihr verstanden?«

»Haben wir, Tommy. Aber wir werden uns nicht danach richten. Es gibt Dinge, die wichtiger sind.«

»Nein!«, schrie er und sprang auf. Dabei riss er einen Gegenstand von seinem Schreibtisch weg, den er bisher durch seinen Körper verdeckt hatte. Wir erkannten ihn trotzdem, obwohl er sich so schnell bewegt hatte.

Es war ein Buch!

»Es ist das Buch, John!«, flüsterte Suko mir zu.

Ich wusste, dass er das Bilderbuch des Schreckens meinte. Es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen, wie es in seine Hände gelangt war. Er hatte es eben, und wahrscheinlich war es ihm von der Gestalt gebracht worden, die er als seinen Vater anerkannte.

Er zog sich zurück. Tommy wollte fliehen, das war ihm anzusehen. Aber der Weg zur Tür war ihm durch uns versperrt, und durch das offene Fenster würde er sicherlich nicht springen. Deshalb blieb ihm nur der normale Widerstand, und den deutete er auch an. Er presste das Buch hart an seine Brust und hielt es mit den Armen umschlungen. Auf keinen Fall wollte er es aus der Hand geben.

Ich ging auf ihn zu. »Bitte, Tommy, gib mir das Buch!«

»Nein, nein, nein!«, brüllte er mich an. »Du kriegst es nicht, du Scheißer, du!«

Ich blieb ruhig. »Tommy, dieses Bilderbuch ist ein Hort des Schreckens. Es darf nicht das lebendig werden, was für die heutige Zeit nicht geschaffen ist. Ich kenne die starke Magie der Druiden. Ich weiß, dass sie ihr Erbe hinterlassen haben und es immer wieder Menschen gibt, die es annehmen. Aber es ist nicht gut für sie! Schau dir deinen Vater an. Er ist kein Mensch mehr, sondern ein lebendes Skelett. Dorthin hat ihn die verfluchte Druiden-Magie getrieben. Was dir im ersten Augenblick spannend vorkommen mag, ist in Wirklichkeit verdammt gefährlich und kann sogar tödlich sein. Deine Zukunft liegt in dieser Welt und nicht in einem transzendentalen Geisterreich der keltischen Druiden. So, das wollte ich dir sagen, und jetzt bitte ich dich noch einmal, mir das Buch zu

geben.«

»Du kriegst es nicht!«, fauchte er mich an, und sein Gesicht war dabei zu einer hässlichen Maske geworden. Er wollte auch die Chance nutzen und zur Tür rennen.

Ich war schneller.

Kaum hatte er sich nach rechts gedreht und sich abgestoßen, da sprang auch ich vor.

Tommy war ein recht großer Junge und auch ziemlich kräftig, doch den Zusammenprall mit mir konnte er nicht ausgleichen. Er wurde bis gegen die Wand gedrückt und riss dort ein Bild vom Haken, auf dem er als kleiner Junge zu sehen war, der in einem Tretauto saß.

Der erste Griff reichte bereits. Ich riss Tommy zu mir heran. Er konnte sich nicht mit den Händen wehren, da er noch immer das Buch wie einen wertvollen Schatz umklammerte.

Dafür setzte er seine Beine ein. Diesmal musste ich Tritte hinnehmen, die nicht eben angenehm waren, und es blieb mir nichts anderes übrig, als härter zuzugreifen.

Meine rechte Hand klatschte gegen seine Wangen.

Es war die klassische Ohrfeige, die ihn erwischte und für einen Moment verblüffte. Der Griff um das Buch lockerte sich. Ich nahm die Chance wahr, entriss es ihm und warf es im hohen Bogen auf Suko zu, der darauf gewartet hatte.

Er fing es auf, und das sah auch Tommy!

Er schrie, wie eine Sirene heult. Er wollte auf Suko zu rennen, aber er hatte mich unterschätzt. Plötzlich fühlte er sich von einem Klammergriff am rechten Handgelenk gepackt. Ich drehte ihm den Arm in die Höhe und wusste, dass es schmerzte, denn ich hatte ihn im altbekannten Polizeigriff gepackt, und der ist noch immer sehr wirkungsvoll.

Er beugte sich nach unten. Aus seinem Mund drang kein Schreien mehr, nur noch ein Stöhnen.

»Nicht bewegen, Tommy, nicht bewegen!«

»Du Arsch! Du hast das Buch ...«

»Es ist wichtig für dich und deine Zukunft.«

Suko hatte noch nichts getan und erst mal abgewartet. Tommy wusste, dass er gegen den Griff nicht ankam. Er hatte es auch aufgegeben, nach mir zu treten. Er stand gebückt vor mir, war plötzlich sehr ruhig geworden, und auch Suko reagierte jetzt.

Zuerst legte er das Buch auf den Schreibtisch. Dann schlug er es auf, er blätterte es durch, und plötzlich sah ich, wie er zusammenzuckte.

»Was ist?«

»Komm näher, John!«

Es musste etwas Wichtiges sein, sonst hätte er mich nicht darum gebeten. Allein konnte ich nicht gehen und stieß Tommy vor, der seine gebückte Haltung beibehielt.

In Sukos Nähe hielten wir an. So konnten wir auch einen Blick auf das aufgeschlagene Buch werfen.

Ich schwieg.

Tommy aber schrie auf.

Es war nur ein Bild zu sehen, und das zog sich über zwei Seiten hin. Es zeigte Tommys Vater, wie er jetzt aussah. Das Skelett mit seiner dunklen Kutte und mit dem ebenfalls dunklen Hut auf dem Kopf. Aber diesmal hielt es kein Buch fest, denn er war selbst zum Inhalt eines Buches geworden.

Und noch etwas fiel mir auf. Das Bild bewegte sich. In dieser Zeichnung steckte Leben.

»Wo hast du es her, Tommy?«

»Es lag auf meinem Schreibtisch, als ich das Zimmer betrat!«

Okay, das akzeptierte ich. Wahrscheinlich gab es auch keine andere Möglichkeit. Charles Olden hatte sein Reich verlassen und wollte jetzt auf eine andere Art und Weise den Kontakt zu seinem Erben einhalten.

»Suko!«

Mein Freund wusste Bescheid. Es reichte bei uns meist ein Wort. Die Peitsche hielt er schon in der Hand, und bevor wir

uns versahen, schlug er damit zu ...

Es war kein Schrei zu hören. Nur ein Klatschen, als die drei Riemen das Buch trafen und sich auf der Doppelseite verteilten. Zunächst passierte nichts, die Riemen schienen auf den beiden Seiten liegen zu bleiben. Aber das Skelett bewegte sich. Ja, in ihm steckte Leben, das ihm allerdings jetzt genommen wurde.

Die Umrisse schienen sich aufzulösen, dann aber liefen sie ineinander, sodass auf beiden Seiten ein grauer Fleck entstand, der immer mehr eindunkelte, je mehr er sich zusammenzog.

Bis er so etwas wie ein Mittelpunkt war, aus dem plötzlich eine Stichflamme bis gegen die Decke zuckte.

Wir wichen automatisch zurück, und ich zerrte auch den Jungen weg, aber dieses Feuer tat uns nichts. Es waren die grünen Flammen aus der Druidenwelt, die uns da entgegenschlugen und das, was einmal ein Skelett gewesen war, vernichteten.

Es blieb nicht dabei.

Das gesamte Buch verbrannte. Grüner Rauch breitete sich im Zimmer aus. Sekunden später hatte Suko das Fenster geöffnet, so konnte der Rauch abziehen, der ebenfalls noch etwas Besonderes aufwies, denn in ihm sahen wir die verlaufenden Gestalten und Gesichter der Wesen, die uns im Wald und später auch unter dem Gartenhaus begegnet waren.

Sie blieben nicht die Einzigen. Alle Bilder, die sich im Buch befanden, lösten sich in Rauch auf, und von dem Buch selbst blieb zuletzt nur noch Asche zurück.

Ich hatte den Jungen längst losgelassen. Tommy stand vor mir. Er zitterte. Ich wollte ihn trösten, doch von der Tür her hörte ich die Stimme seiner Mutter.

»Tommy!«

Er drehte sich um. So schnell wie er war wohl kaum jemand seiner Mutter in die Arme geflogen.

Als wir das sahen, da wussten wir, dass letztendlich alles gut gegangen war. Das tat nicht nur den beiden gut, sondern auch uns ...

ENDE